

wir

Das Gemeindemagazin der
Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen



Heft 22 | 2020/02

Himmelgeist | Holthausen | Itter | Wersten



DURCHKREUZT



Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich, dass Sie unser Magazin in Händen halten und ganz besonders, dass Sie dabei sind zu lesen. Im Team entschieden wir uns für das Thema „durchkreuzt“. Zuerst belastete mich das Wort sehr. Im Laufe unserer Diskussion aber, bekamen meine Gedanken eine neue Richtung und wandelten sich auch ins Positive. Ausführlich werden bei uns nun beide Seiten gut beleuchtet.

Wege und Ziele werden gekreuzt. Eine berufliche Veränderung zeigt uns einen positiven, zufriedenen und mutigen Neuanfang. Schicksalsschläge ändern unser Leben, und auch die derzeitige Corona Krise hinterlässt ihre Spuren. Ganz arg trifft es Schüler, Studenten, Auszubildende und deren Eltern. Der Tagesablauf wurde neu strukturiert, viele Einschränkungen bedürfen einer neuen Orientierung. Manch einer geht diesen Weg stärker familienorientiert, manch einer steht vor dem Abgrund seiner Existenz. Wir in unserer Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen müssen die Augen offen halten für unseren Nächsten und achtsam mit uns und unseren Gefühlen umgehen. Oftmals kommt man gestärkt aus einer Krise wieder heraus.

Veränderungen durchkreuzen unseren Alltag. Auch unseren Gemeinden stehen Veränderungen bevor.

Unser „Kopf“ Pfarrer Frank Heidkamp wurde abberufen. Sein neuer Wirkungskreis ist die Stadtmitte, wo er nun Stadtdechant und auch zuständig für die Gemeinden St. Lambertus, St. Andreas, St. Maximilian und Mariä Empfängnis ist. Dazu wünschen wir ihm alles Gute. Wer Pfarrer Heidkamp kennt, weiß, was ein solcher Abschied bedeutet.

Durchkreuzt werden hierbei unsere Gedanken durch das Glück, dass für unsere Seelsorgeeinheit der Nachfolger und neue „Kopf“ Florian Ganslmeier schon vom Erzbistum Köln benannt und am 5. September in sein Amt eingeführt wurde. Wir erwarten freudig unsere gemeinsame Zukunft.

In diesem Sinne viel Vergnügen bei der Lektüre.

Edith Hilgers



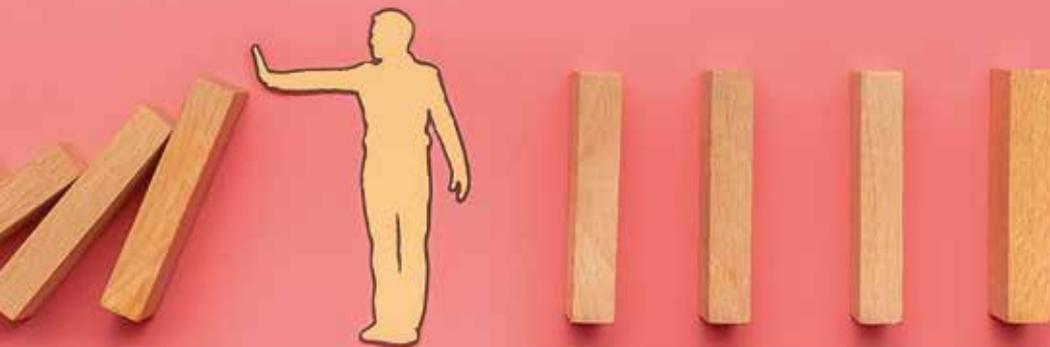
zu bedenken	4
Buchtipp	18
Das Porträt	19
Ökumene	20
Chronik	38
Rheinbogen zum Hören und Sehen	39
Kontakte	40

Thema: Durchkreuzt

Vom Architekten zum Babymasseur	6
Ich hatte sehr viel Zuversicht	8
Alles kam anders: Gut!	10
Auf dem (Um)weg zu Olympia	12
Die Stasi durchkreuzte unsere Lebenspläne	14
Bunt durchkreuzt	17

Aus dem Gemeindeleben

Himmelgeister Orgel, Erstkommunion, Firmung	23
Verabschiedung Pfarrer Frank Heidkamp	24
Interview mit Pfarrer Florian Ganslmeier	26
Neu im Team Rheinbogen	29
Geist belebt: Alpha-Kurse	30
Corona und Communio	32
„Minis“ ganz groß	34
Messdienerzeit vor 75 Jahren	36



Impressum:

wir – Das Gemeindemagazin
der Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Herausgeber:
Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen,
Burscheider Str. 22, 40591 Düsseldorf,
Tel: (0211) 76 31 05
E-Mail: wir@meinegemein.de

Redaktion: Ursula Ehemann, Thomas Föbel, Franka Haselhoff, Edith Hilgers,
Elisabeth Keller, Steffi Kessler, Martin Kürble (V.i.S.d.P.), Klaus Napp

Gestaltung: Andrea Kuckelkorn, dyadesign,
Bildnachweise: AdobeStock (S.1, 3, 11, 17), iStock (S. 4, 18, 23, 31, 35, 37), Kenny
Beele (S. 12), M. L. Knopp (S. 14), Stadtverwaltung Stollberg (S. 15)

Druckerei: Reintjes Printmedien GmbH
Auflage: 10.500 Exemplare

Datenschutz-Information

Das WIR-Gemeindemagazin ist eine Mitgliederzeitung der Seelsorgeeinheit Düsseldorf Rheinbogen und wird kostenlos an alle katholischen Haushalte in der Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen verteilt. Dazu verwenden wir die Mitgliederdaten der Katholiken im Erzbistum Köln. Zur Verteilung des WIR-Gemeindemagazins haben wir Unterstützung durch ehrenamtliche Austräger. Diese ehrenamtlich Mitarbeitenden sind gemäß der für uns geltenden Datenschutzbestimmungen dazu verpflichtet, ein hohes Datenschutzniveau sicherzustellen.

Auskunft

Wenn Sie eine detaillierte Auskunft zu den zu Ihrer Person gespeicherten personenbezogenen Daten wünschen, wenden Sie sich bitte an das Generalvikariat des Erzbistums Köln, Meldewesen, Constanze Aengenvoort, E-Mail: meldewesen@erzbistum-koeln.de. Unser Datenschutzbeauftragter ist per E-Mail an betrieblicher-datenschutz@erzbistum-koeln.de erreichbar.

Durchkreuzte Pläne

Beim Titel dieser WIR-Ausgabe »durchkreuzt« muss ich derzeit als erstes an die aktuelle Situation angesichts der Gefahren durch das Corona-Virus denken. Wie viele Pläne hat dieses kleine und unsichtbare Virus in den letzten Monaten durchkreuzt? Man könnte auch umgekehrt fragen: Wie viele Pläne aus der Zeit vor Corona haben die Virus-Pandemie überlebt? Eigentlich ist unser ganzes Leben durch dieses Virus durchkreuzt worden: Home-Office und Home-Schooling haben dafür gesorgt, dass der Familienalltag von einem auf den anderen Tag plötzlich komplett neu organisiert werden musste. Urlaube wurden storniert oder umgebucht und mancher, der sich auf Sonne, Strand und Meer in der Karibik gefreut hatte, fand sich auf einmal auf einem Bauernhof im Sauerland wieder. Viele Feste und Feiern mussten abgesagt und verschoben werden, so auch z. B. die Erstkommunion und die Firmung bei uns im Rheinbogen, aber auch viele Taufen und Trauungen, Geburtstage, Jubiläen, Schützenfeste etc. Selbst die Feier des Gottesdienstes am Sonntag wurde und wird durch das Corona-Virus durchkreuzt, denn auch, wenn wir nach vielen Wochen des Total-Ausfalls seit Anfang Mai wieder unter strengen Auflagen Gottesdienste feiern können, dienen Abstand, MuNaMa (Mund-Nasen-Maske) und stark reduziertes Singen nicht unbedingt dazu, dass mein Herz in der Gegenwart Gottes vor Freude übersprudeln mag. Aber all dies sind meiner Ansicht nach nur Kleinigkeiten im Vergleich zu den wirklich existentiellen Folgen, die die Virus-Pandemie mit sich gebracht hat: Menschen, denen von heute auf morgen ihre Lebensgrundlage entzogen wurde, die ihren Arbeitsplatz verloren haben oder ihr Geschäft schließen mussten. Kranke und alte Menschen, die ohne Begleitung durch ihre Angehörigen einsam in Krankenhäusern und Pflegeheimen sterben und in einigen Fällen auch beerdigt werden mussten. Ärztinnen und Ärzte, die darüber entscheiden mussten, welchem Patienten ein vielleicht lebensrettender Beatmungsplatz zur Verfügung gestellt wurde – und wem nicht. Durchkreuzte Pläne, durchkreuztes Leben nicht nur bei uns, sondern auf der ganzen Welt. Und es ist noch nicht zu Ende.

Als Christen ist uns das Kreuz wohl bekannt, es ist Kerninhalt unseres Glaubens. Bei Paulus heißt es: »Wir aber verkünden den Menschen, dass Christus, der von Gott erwählte Retter, am Kreuz sterben musste. Für die Juden ist diese Botschaft eine Gotteslästerung und für die Griechen blanker Unsinn. Und dennoch erfahren alle, die von Gott berufen sind – Juden wie Griechen –, gerade in diesem gekreuzigten Christus Gottes Kraft und Gottes Weis-



heit. Was Gott getan hat, übersteigt alle menschliche Weisheit, auch wenn es unsinnig erscheint; und was bei ihm wie Schwäche aussieht, übertrifft alle menschliche Stärke.« (1. Brief an die Gemeinde in Korinth, Kapitel 1, Verse 24-26, Übersetzung »Hoffnung für alle«)

Die Bibel zeigt wie ein roter Faden durch alle ihre unterschiedlichen Erzählungen hindurch: Gott liebt uns Menschen und will, dass wir leben und glücklich sind. Doch unsere menschlichen Pläne durchkreuzen so häufig das, was Gott für uns will. Das ist Ausdruck und Konsequenz menschlicher Freiheit. Die Geschichte Jesu zeigt, dass Gott sich darauf einlässt, ganz und gar. In Jesus Christus teilt er unser Leben bis in die tiefsten und dunkelsten Stunden hinein. Er ist bereit, zum Äußersten zu gehen, sogar bis ans Kreuz, um uns nahe zu sein und uns seine Liebe zu zeigen.

Doch er belässt es nicht dabei, sondern schenkt uns in der Auferweckung Jesu eine Hoffnung trotz aller Hoffnungslosigkeit, Licht trotz aller Dunkelheit, Leben trotz allem Tod. Damit sind unsere menschlichen Vorstellungen von Erfolg und Niederlage und von Macht und Ohnmacht ein für alle Male durchkreuzt. »Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung.«, so rufen wir in der Feier von Tod und Auferstehung Jesu.

Das darf, das MUSS uns doch sogar als Christen Mut machen: Mut, uns mit unseren Sorgen und Nöten Gott anzuvertrauen. Mut, vor dem Leid nicht wegzulaufen und andere in ihrem Leid allein zu lassen. Mut, neue Wege zu finden, um das Leben für alle Menschen hoffnungsvoller und froher zu machen. Mut, unsere Pläne zu hinterfragen und zu durchkreuzen, damit mehr von dem möglich wird, was Gott für alle Menschen wünscht.

Manche haben angesichts der Corona-Pandemie von einem Zeichen Gottes zur Umkehr gesprochen, so als ob all das damit verbundene Leid einem größeren Ziel dienen würde, die Menschen auf den rechten Weg zu bringen. Ich halte das für absolut zynisch und nicht mit dem Glauben an einen Gott der Liebe vereinbar. Wenn wir genau hinschauen, können wir auch entdecken: In all dem, was durchkreuzt war, hat sich auch neues Leben gezeigt: neue Formen der Solidarität mit den Alten und Schwachen, neues Ansehen für Personen in helfenden Berufen in der Kranken- und Altenpflege, neue Formen, mit Menschen auch über große Distanzen hinweg verbunden zu bleiben, neue Formen Gottes Frohe Botschaft zu den Menschen zu bringen. Das gilt es, in den nächsten Wochen und Monaten, in denen das Virus noch unser Leben prägen wird, aber vor allen Dingen in der Zeit »danach«, weiter wachsen und gedeihen zu lassen. Dazu wünsche ich uns allen Mut und Zuversicht!

Diakon Frank Zielinski





Vom Architekten zum Babymasseur

*Als Vater einer besonderen
Berufung gefolgt*

Bei Jürgen Grah (57) sind viele Wege durchkreuzt worden, als seine Zwillinge auf die Welt kamen. Auf welche Weise sich sein Leben verändert und er seine persönlich Berufung gefunden hat, schildert er im Gespräch mit WIR.

Welchen Beruf haben Sie vor ihrem aktuellen ausgeübt?

Ich habe nach meinem Schulabschluss eine Ausbildung zum Bauzeichner gemacht und danach Architektur in Düsseldorf studiert. Nach meinem abgeschlossenen Studium habe ich dann 20 Jahre eine Galerie für zeitgenössische Kunst geleitet.

Welches Ereignis hat Ihren Berufswechsel veranlasst und welchen Beruf üben Sie jetzt aus?

Das hatte ganz viel mit dem schönen Ereignis zu tun, dass ich mit 36 Jahren Vater von Zwillingen (zwei Jungs) wurde. Durch die Geburt meiner Kinder hat sich in meinem Leben emotional ganz viel verändert. Da es ja zwei Kinder auf einmal waren, musste und wollte ich von Anfang an dabei sein und hatte glücklicherweise eine Frau, die das auch zuließ.

Das, was ich mit meinen Kindern erlebt habe, kannte ich in der Form nicht. Ich habe mich zwar immer gut mit meinem Vater verstanden, aber wir waren nie wirklich

eng miteinander verbunden. Und genau diese Verbundenheit – diese spannende Vater-Kind-Bindung – baute sich täglich stärker mit meinen Kindern auf. Jeder Blickkontakt, jede Berührung führte zu immer innigerer Vertrautheit und Verbundenheit.

Das, was ich mit meinen Kindern, speziell, als sie noch Babys waren, erlebt habe, weckte mein Interesse, noch mehr über Vater-Kind-Bindungen zu erfahren. Wie entsteht diese Bindung? Welche Voraussetzungen benötigt Bindung? Können Väter Feinfühligkeit erlernen? Alles Fragen, die auf Antworten warteten. Die Literatur zu diesem Thema war vor zwei Jahren noch nicht wirklich hilfreich. In den wenigen Büchern, die es zum Thema „Vatersein“ gab, erschreckte mich immer wieder, dass Väter zum Babysitter ihrer eigenen Kinder degradiert wurden. Das war genau das, was ich nicht wollte. Ich wollte auch nicht der Vater und Ehemann sein, der für Hilfsarbeiten zuständig war. Nein, ich wollte Vater meiner Kinder sein.

Wie sind Sie in den neuen Beruf eingestiegen?

Über Internetrecherche zu dem Thema habe ich dann den Papaladen in Berlin kennengelernt. Dort hatten sich drei Väter zusammengetan und ein Väterzentrum ins Leben gerufen. Das war genau das, was ich mir für Düsseldorfs Väter auch gewünscht hätte. Nach einigen Gesprächen mit dem Berliner Vorbild, und auch meiner Frau, die Hebamme ist, habe ich mich dann entschieden, eine Ausbildung zum Babymassagekursleiter zu starten. Seit zwölf Jahren biete ich nun Babymassagekurse für Väter vom Vater, und es erfreut mich immer wieder, dass Väter mehr und mehr bereit sind, nicht nur als Ernährer ihrer Familie zu fungieren, sondern die Entwicklung ihrer Kinder verantwortlich begleiten möchten.

Es hat dann noch zwei Jahre gedauert, bis ich letztendlich meinen Job in der Galerie gekündigt habe, um meiner Berufung zu folgen. Vor zehn Jahren habe ich dann meine Ausbildung zum Tagesvater gemacht und betreue und betreibe heute zwei Kindertagespflegestellen für jeweils fünf U-3 Kinder.

Mein Beratungsangebot habe ich in den letzten Jahren stets erweitert und biete heute u. a. Familylab-Familienberatungen an.

Wie hat sich der Berufswechsel auf Ihr Leben ausgewirkt?

Durchweg positiv. Waren mein Leben und meine Gemütslage während der Galeriezeit fast täglich auf Umsatz ausgerichtet, spielten jetzt auf einmal ganz andere Dinge eine Rolle. Viel wichtigere Dinge. Ich habe durch den intensiven Umgang mit den kleinen Menschenkindern von Anfang an so viel über mich selber

gelernt. Wie funktioniert Kommunikation? Wie organisiere ich mich am besten? Wer einmal einen Schnuller oder ein Kuscheltier vergessen hat, weiß, wovon ich spreche.

Ich habe gelernt, mich selber nicht mehr so wichtig zu nehmen, trotzdem aber bei mir selber zu bleiben. Ich weiß jetzt, wie wichtig es ist, immer wieder zu reflektieren; sein eigenes Verhalten immer wieder zu hinterfragen und nicht den anderen dafür verantwortlich zu machen. Hätte mir vorher jemand gesagt, dass man das durch die Arbeit mit unter dreijährigen Kindern lernt, hätte ich ihm nicht geglaubt.

Wie reagierten Ihre Freunde, Bekannten und Familie auf den überraschenden Wechsel bzw. ungewöhnlichen neuen Job?

Die Reaktionen waren sehr unterschiedlich – von Begeisterung bis Stirnrunzeln war alles dabei. Da die Kindertagespflege heute leider immer noch auf das Aufbewahren und das Wickeln fremder Kinder reduziert wird, habe ich mich anfangs auch schwer damit getan, z. B. auf einer Fete im Gespräch zu sagen, was ich beruflich mache. Kindertagespflege ist heute sehr viel mehr und deckt alle Bildungsbereiche professionell ab. Die kleine Gruppe von fünf Kindern ermöglicht zusätzlich noch einen sehr intensiven Kontakt mit den Kindern und deren Eltern. Von daher erzähle ich heute immer gerne, was meine Berufung ist.

Haben Sie den Wechsel je bereut?

Nicht einen Tag.

Was würden Sie Menschen raten, die einen Berufswechsel in Betracht ziehen?

Ich werde mittlerweile von einigen Schulen gebucht, um Jugendlichen, die vor einer Berufswahl stehen, meinen Werdegang zu erzählen. Ich versuche dann immer, die jungen Menschen davon zu überzeugen, wie wichtig es ist, sein Herz zu öffnen. Sein Herz zu öffnen für etwas, was man gerne macht, womit man sich identifizieren kann, was einem Spaß macht. Nicht daran zu denken, wieviel Geld ich verdienen kann, oder welche Machtposition ich erreichen kann, oder womit ich meine Eltern glücklich mache.

Ich finde es so wichtig und habe selber erlebt, was es ausmacht, wenn man seinen Wünschen, seinen Begabungen folgt, wenn man den Focus auf das legt, was einem wirklich wichtig erscheint. Dann ist es egal, ob ich Anwalt, Arzt, Frisör oder Straßenfeger werde. Dann werde ich mit dem, was ich mache, erfolgreich und glücklich sein.

Das Gespräch führte Franka Haselhoff.

Ich hatte sehr viel Zuversicht

*Von Plänen, Wunschträumen und
Einsamkeit im Kampf gegen den Krebs*



Glücklich und zufrieden lebte ich mit meiner Frau zusammen in unserem Bungalow mit großer Terrasse direkt im Grünen. Beide gingen wir unserem Beruf nach und genossen unsere Freizeit im Urlaub oder zu Hause allein oder mit Freunden. Wir fühlten uns einfach wohl.

2013 sollte sich das ändern. Ich spürte einen Knoten in der linken Brust, hatte Angst und war zu feige, zum Arzt zu gehen. Schließlich wagte ich es zu meiner Hausärztin, die leitete weitere Schritte ein, aber erst wollte ich Urlaub machen, mit der ganzen Familie auf meiner Lieblingsinsel in Holland. Der Strand, die frische Luft, das weite Meer, ich genoss es jedesmal. Doch diesmal war es anders. Immer wieder holten mich die Gedanken an meinen Knoten ein. Er ließ mir keine Ruhe, und wir machten schon vom Urlaubsort aus einen Termin beim zuständigen Arzt. Meiner Familie wollte ich mit meinen Sorgen die Ferien nicht verderben. So erzählte ich erst während der Rückreise auf der Fähre von meinen Problemen, redete mir aber immer wieder ein, wird schon alles gut gehen. Wieder zu Hause dann die Diagnose: Krebs! Ich war am Boden zerstört. Die Brust sollte abgenommen werden. Die Ärzte fanden aber einen Weg, sie zu erhalten, aber mehr als vier Lymphknoten, darunter der Wächterknoten waren befallen. Es begann für mich eine harte Zeit. Chemo und Bestrahlung, die Schmerzen waren fast unerträglich. Familie und Freunde bauten mich immer wieder auf. Ich schaffte es und durfte nach einer Reha wieder arbeiten. Mein Beruf machte mir viel Spaß und war zugleich Therapie für mich. Ich hatte sehr viel Zuversicht und glaubte fest daran, über den Berg zu sein.

Drei Jahre später, 2016, wieder ein Knoten in der linken Brust. Diesmal zögerte ich nicht lange und ließ mir die ganze Brust entfernen. Die darauf folgende Prozedur mit Chemo kannte ich ja schon. Bestrahlung blieb mir erspart. Aber auch diesmal schaffte ich es, den Krebs zu überwinden, wenngleich die Schmerzen in den Knochen, vermutlich ausgelöst durch die Bestrahlung beim ersten Krebs, mich immer wieder dran erinnerten. Aber die Arbeit rief. Ich wurde gebraucht. Alle waren froh, mich wiederzusehen. Das gab mir neuen Auftrieb. Die Ergebnisse der Untersuchungen nach der Behandlung waren durchweg gut, und für mich war klar, das war's. Ich habe meinen Krebs überstanden.

Heiligabend 2017 begannen Übelkeit und wahnsinnige Schmerzen im Unterleib. Die Diagnose nach einer Darmspiegelung: Alles okay, aber die Schmerzen blieben. Nach weiteren Untersuchungen stellte man fest, dass der Gang zwischen Niere und Blase durch die Bestrahlung zu eng geworden war. Abhilfe sollte eine Schiene von der Niere zur Blase schaffen, doch die Schmerzen wurden nicht besser, bis man auf die Idee kam, eine kürzere Schiene einzusetzen die alle drei Monate gewechselt werden muss. Das war mir egal, Hauptsache keine Schmerzen mehr. Nur meine Übelkeit blieb mir treu. Ich konnte kaum noch Essen in

mir behalten, wurde immer dünner. Was mich aufrecht hielt, war unsere bevorstehende Hochzeit im August 2019. Endlich war es amtlich, dass gleichgeschlechtliche Paare heiraten dürfen. Wir waren glücklich, nun konnte nur noch alles besser werden. Leider ein Wunschtraum. Ich bekam wahnsinnige Rückenschmerzen. Mein Physiotherapeut schickte mich zum Neurochirurg. Der hatte als Igelleistung gleich eine Spritze zur Hand. In drei Tagen wäre alles wieder gut. Leider ohne Erfolg. Blieb mir noch ein Orthopäde übrig. Er schickte mich zum MRT. Zwei Lendenwirbel waren gebrochen und wurden zementiert. Außerdem fand man einen Tumor. Und das alles wenige Tage, bevor wir zur Goldhochzeit meiner Eltern an den Bodensee fahren wollten. Die Ärzte hatten keine Bedenken, und so fuhren wir am Tag der Entlassung los, mit dem Arztbrief in der Tasche, wirklich kein gutes Geschenk für meine Eltern: Der Krebs durchkreuzte zum dritten Mal unser Leben, diesmal mit Metastasen in Leber, Lunge und Rücken. Mein Bruder und seine Frau, beide in medizinischen Berufen tätig, halfen uns, die Diagnose zu verstehen und vermittelten uns einen guten Psychoonkologen in einer Klinik in Öschelbronn.

Dort verbrachte ich eine Woche auf einer Palliativstation und bin dankbar für diese Zeit. Der Therapeut machte mir Mut: „Du hast 100 Zellen, drei davon sind krank, aber immer noch 97, mit denen du was tun kannst.“ Auch die anderen Patienten auf der Station, denen es zum Teil schlechter ging als mir, machten mir Mut. Sie weckten in mir neue Lebensgeister. Zusammen mit meiner Frau schmiedeten wir Pläne, trafen uns mit Freunden, gingen in Konzerte und und und. Eigentlich ging es mir gut, wenn nur der Krebs nicht wäre. Trotzdem wurde die nächste Zeit dank Morphinen eine erträgliche Zeit für mich.

Dann kam Corona, veränderte die Welt und durchkreuzte meine vielen Pläne. Der auch in diesem Jahr zu Ostern geplante Urlaub mit der ganzen Familie auf der Lieblingsinsel fiel aus. Freunde konnten mich nicht mehr besuchen. Vorbei war es mit oft gemütlichem Beisammensein. Okay, ich hatte noch ein Telefon. Aber es ersetzte nicht liebevolle Umarmungen oder den Augenkontakt miteinander. Alle geplanten Termine konnte man vergessen: Hochzeiten, Geburtstage, Konzerte etc.. Ich kam mir oft allein vor, obwohl meine Frau immer für mich da war und ist. Die Einsamkeit machte mich traurig. Irgendwie verließen mich meine Kräfte. Mir fehlt die Kraft in den Beinen, um allein zu laufen. Meine Mutter fährt mich manchmal im Rollstuhl spazieren. Mal etwas Anderes zu sehen, ist wirklich wunderschön. Wir entdecken Sachen, die ich früher gar nicht so wahrgenommen habe. Eins wurde mir klar: Dieses alles will ich irgendwann wieder ohne Rollstuhl erleben, und dafür kämpfe ich, nehme weiterhin Chemo und Bestrahlung in Kauf und hoffe so, das Wachstum des Krebses zu durchkreuzen, vielleicht ganz, aber zumindest für eine gewisse Zeit.

Christina van Kaldekerken

Alles kam anders: Gut!

Ich war 14 Jahre alt, als meine Mutter starb. Sie starb 1971 in der Uni-Klinik Düsseldorf zwei Wochen nach einer Operation. Sie hatte Zystennieren und die Ärzte glaubten damals, diese Krankheit mit einer sogenannten Stichelung, d. h. Öffnen und Entfernen der Zystenflüssigkeit, aufhalten zu können.

Ein Jahr später versetzte mir ein nur bedingt konfliktfähiger Klassenkamerad durch einen gekonnten Faustschlag in meine rechte Niere eine mächtige Nierenquetschung. Ich war wochenlang im Krankenhaus, das Nierenbluten hörte nicht auf, es folgte Untersuchung auf Untersuchung. Die Blutungen hörten irgendwann auf, gleichzeitig teilten die Ärzte mir mit, dass ich ebenfalls Zystennieren hätte.

1975 hatten sich Zysten entzündet. Ich war wieder im Krankenhaus, wo man bei mir auf derselben Station, auf der meine Mutter starb, die gleiche Operation durchführen wollte. Ich habe mir fast in die Hose gemacht, mein Stiefbruder richtete mich auf, er appellierte an meinen Kampfgeist. Die Operation glückte, nach einigen Komplikationen wurde ich nach sechs Wochen entlassen. Man sagte mir, dass ich keine 60 Jahre alt werden würde, dass ich mein Leben darauf einrichten sollte und dass ich keine Kinder in die Welt setzen sollte, damit die Krankheit auf keinen Fall weitervererbt würde.

Doch es kam anders.

Ich habe im Oktober 2016 meinen 60. Geburtstag gefeiert. Hmm, in der Rückschau habe ich mein Leben auch nicht darauf eingestellt, ich war beruflich genauso aktiv wie erfolgreich, habe bei einem IT-Konzern verschiedene Aufgaben und Rollen wahrgenommen, möglicherweise eine oder zwei zu viel, außerdem musste das Haus ja auch noch umgebaut werden ...

1991 bekam ich heftigste Nierenkoliken, auf einer Schmerzskala von 1 bis 10 lagen meine Schmerzen bei 11 (die Skala für Männer geht bis 11).

Meine Nierenfunktion wurde stetig schlechter, ich wurde vom Hausarzt an die nephrologische Ambulanz der Uni-Klinik Düsseldorf „angebunden“. Dort prophezeite man mir einen radikalen Lebenswandel: Ich würde durch die unvermeidliche, bald beginnende Dialyse beruflich erheblich kürzer treten müssen und total immobil, meine Reisen zu meinem Arbeitgeber von Düsseldorf nach Walldorf würde ich beenden müssen, Urlaub wäre nur sehr eingeschränkt, am besten nur in Deutschland, möglich.

Doch es kam anders.

Ich hatte während meiner 2,5 Jahre Dialyse zwei Dialysezentren und zwei Nierenfachärzte, in Düsseldorf und in Wiesloch, wo ich fast jede Woche einmal dialysierte. Meine Karriere ging weiter. Darüber hinaus machte ich Urlaubsdialysen in Bayern, Österreich, Italien und in der Schweiz. In jeder Dialysestation wurde irgendetwas anders, manchmal sogar etwas besser gemacht.

In Italien beispielsweise dialysierte ich immer zusammen mit einem einheimischen ca. 70-jährigen Dialysepatienten, er war klein, drahtig, agil, immer gut gelaunt, trug immer eine Enzo-Ferrari-Sonnenbrille und ließ sich erst nach einem „bacio“, also einem Kuss auf die Wange, von der hübschen Dialyseschwester an die Maschine anschließen. Sie machte das Spiel gerne mit, die me-too-Debatte lag noch in der Zukunft. Darüber hinaus wurde in Italien die mit Abstand größte Aufmerksamkeit auf eine sterile Dialyseumgebung gelegt.

Meine Dialysepflicht begann 1993, ich hatte den Beginn der Dialyse bis zuletzt verdrängt. Ich war mit Beginn der Dialyse traurig, sauer und fragte mich: wieso gerade ich? Es gibt so viele Idioten, warum haben die nicht Nierenversagen?

Ich las Bücher über chronische Krankheiten, sprach viel mit meinem Dialysearzt und kam nach ca. einem halben Jahr zu dem Schluss: Wenn der liebe Gott solche Krankheiten schon nicht verhindern kann, dann gibt er sie denjenigen, die sie (er)tragen können. Ich sprach mit meiner Krankheit und machte ihr klar, dass sie mich nicht kleinkriegen würde; sie erwiderte, dass ich sie auch nicht kleinkriegen würde – wir hatten und haben uns arrangiert.

Nach genau zwei Jahren und sechs Monaten Dialyse kam morgens der Anruf „Wir haben eine Niere für Sie!“ Ich reagierte so, wie ich es vorher, als ich jeden Tag auf diesen Anruf gewartet hatte, mir nie vorgestellt hatte: Ich erwiderte: „Ich kann nicht, habe heute Urlaub und muss jetzt gleich im Baumarkt was kaufen.“

Mein Dialysearzt konnte mich jedoch recht schnell überzeugen, das Angebot anzunehmen. Ich wurde nachmittags transplantiert, die Niere lief sofort an und alles schien eine gute Entwicklung zu nehmen.

Doch es kam anders.

Drei Wochen später war ich voll Wasser gelaufen, keiner wusste jemals die genaue Ursache; ich kam auf die Intensivstation, kam für eine Woche ins künstliche Koma, hatte während des Komas Herz- und Kreislaufversagen, war kurz im Himmel und wurde reanimiert.

Die Niere erholte sich, und nach fünf Monaten konnte ich wieder arbeiten gehen, allerdings, ich muss zugeben, mit einer anderen Wahrnehmung für mein Leben und die Welt. Vogelgezwitscher und Kindergeschrei gehören nun zu meinen „akustischen Leckerbissen“, vorher hatte ich es nicht wahrgenommen oder mich darüber geärgert. Die Ärzte sagten, dass mein Transplantat mit etwas Glück zehn Jahre funktionieren würde.

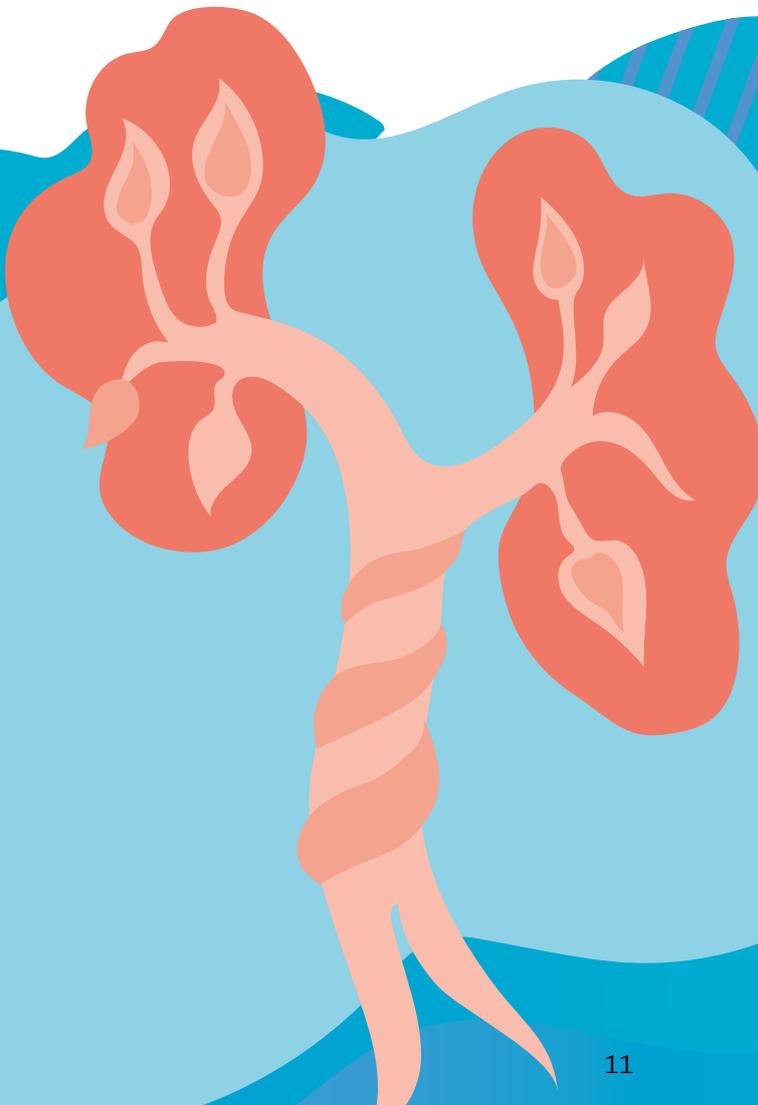
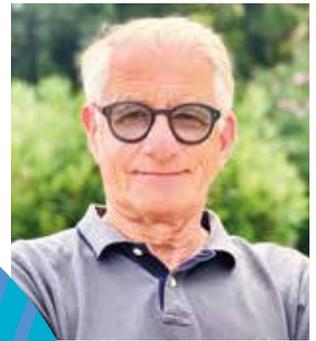
Doch es kam anders. Sie läuft jetzt fast 24 Jahre und alle wichtigen Werte sind verhältnismäßig sehr gut. Nun bin ich im Vorruhestand und engagiere mich ehrenamtlich im Vorstand der I.G. Niere NRW e.V. und des Netzwerkes Organspende NRW e.V.

Glauben Sie nicht unbedingt Ihren Ärzten, wenn diese Ihnen eine schlechte Prognose stellen. Hinterfragen Sie, bis Sie alles verstehen, was Sie wissen wollen. Besinnen Sie sich auf Ihre Stärken, Ihren Optimismus, Ihren Glauben, Ihre Familienangehörigen und Freunde, tauschen Sie sich aus. Hören Sie Ihrem Arzt zu, meine Botschaft ist nicht: Die Ärzte machen alles falsch. Meine Botschaft lautet: Treten Sie mit ihnen in den Dialog, immer wieder und weiter, werden Sie die Experten für Ihre Krankheit, horchen Sie in sich, in Ihre Seele, Ihren Körper hinein.

Das mit den Kindern kam übrigens auch anders: Seit Januar 2015 bin ich Vater von zwei erwachsenen Kindern, die ich adoptiert habe.

Eine Transplantation ist keine Heilung der Krankheit, aber die bestmögliche Therapie. Ich fasse zusammen: Es kam für die Krankheit, für die Ärzte, für die Kinder und auch für mich alles anders, als es anfangs aussah. Und anders war gut.

Mario Rosa-Bian



Corona und die neuen Chancen: Auf dem (Um-)Weg zu Olympia

Mit einem Blick aus dem Fenster unseres Ende März startenden Fliegers von Nairobi, Kenia, nach Frankfurt wurde mir langsam bewusst, was schon seit ein paar Tagen klar war – in der Saison 2020 wird alles anders als geplant. Pläne durchkreuzt.

Rückblick. 22. Februar, Deutsche Leichtathletik Hallenmeisterschaften in Leipzig. Nach mehr als zehn Jahren Leistungssport und zwei Auftritten im Nationaltrikot bei Nachwuchsmeisterschaften, endlich mein großer Durchbruch. Deutscher Meister über 3000 m. Zwei Wochen zuvor konnte ich mit einer Zeit von 7:50 min über dieselbe Distanz bereits in die europäische Spitze vorlaufen. Für mich war klar: Jetzt geht's erst richtig los. Und wie das im Leistungssport so ist, war das Jahr schon ganz genau geplant. 3,5 Wochen Höhentrainingslager in Kenia, kurzer Zwischenstopp zu Hause, zwei Wochen Trainingslager in Portugal und dann Wettkämpfe über meine Paradedstrecke 5000 m in ganz Europa. Alles mit dem Ziel, meinen Lebenstraum zu verwirklichen und mich für die Olympischen Spiele in Tokio zu qualifizieren. Oder zumindest für die Europameisterschaften in Paris.

Das Trainingslager in Kenia haben wir nach acht Tagen abbrechen müssen und bereits bei der Landung in Frankfurt war klar, dass die meisten Wettkämpfe abgesagt werden. Einige Tage später folgte dann auch die Absage der Olympischen Spiele und der Europameisterschaften. Als die Absage kam, zog ich meine Laufschuhe an und lief einfach drauf los. Ohne auf die Uhr zu schauen, ohne mit meinem Trainer über den Sinn des Laufs zu sprechen und ohne Ziel. Zum ersten Mal, seit ich vor zehn Jahren mit dem Leistungssport angefangen habe, ohne Ziel.

Der Dauerlauf hat keinen Spaß gemacht. Ich war leer, habe meine Standardrunde abgebrochen und war trotz eines entspannten Tempos komplett fertig. Die Aussicht auf die kommenden Tage war auch nicht gerade rosig – Vereinstraining war abgesagt, die Leichtathletikbahnen gesperrt, Ziele nirgendwo zu finden und die Frage kam auf: Wofür mache ich das hier und wie geht es weiter?

Ich hatte in dem Moment keine Antwort auf die Frage, aber irgendwie habe in den folgenden Tagen trotzdem meine Laufschuhe angezogen. Zwar ohne Trainingsplan, nur für einen Lauf am Tag, anstatt die zwei Einheiten wie sonst, und einfach nach Gefühl, aber ich bin gelaufen. Bei einem dieser Läufe ist mir wieder klar geworden, warum ich mit dem Laufen angefangen habe. Vielleicht ist das schwer zu verstehen, aber bei 14 Trainingseinheiten und insgesamt ca. 150 gelaufenen Kilometern in der Woche, macht das Laufen nicht immer Spaß und ist an manchen Tagen auch eine Qual.





Durch die Zwangspause habe ich die Chance bekommen, das Laufen wieder bewusster zu genießen. In der Natur zu sein, die natürlichste Form der Bewegung zu spüren, die Möglichkeit, aus den Gedanken auszubrechen oder die Zeit zu bekommen, sich in Ruhe Gedanken machen zu können, das Gefühl, am Ende angekommen zu sein. Dieses unbedarfte daraufhin Laufen hat dann noch was in mir ausgelöst: Warum nicht das Positive sehen?

Die Olympiaqualifikation 2020 wäre schwer zu erreichen gewesen. In der Grundlagenausdauer gab es noch einiges aufzuholen. Im letzten Jahr hatte ich aufgrund von Wettkämpfen einige Unikurse verpasst. Die Situation ist eh nicht zu ändern. Also warum nicht dankbar sein für das, was ich habe? Und warum nicht auch die Chancen nutzen, die mir die Situation gegeben hat, anstatt nur an die Chancen zu denken, die mir genommen wurden?

Mit der Einstellung konnte ich relativ schnell wieder ins geregelte Training finden und eine, wenn auch andere, Saison konnte dennoch stattfinden. Über 1500 m konnte ich mir einen kleinen Traum erfüllen und zum ersten Mal unter 3:40 min laufen. Über 5000 m habe ich eine neue Bestzeit von 13:34 min aufgestellt. Das wäre die Qualifikation für die Europameisterschaften gewesen.

Meine Pläne wurden durchgekreuzt – aber ich bin heute ein besserer Läufer als im Februar. Ich habe neue Möglichkeiten und werde neue Chancen bekommen. Und wer sagt denn überhaupt, dass die Kreuzung „Corona“ nicht auch auf einen guten Weg führen kann.

Maximilian Thorwirth (25) ist Leichtathlet des SFD 75 Düsseldorf-Süd und Mitglied im Stockheim-Team der Sportstadt Düsseldorf. 2020 wurde er in Leipzig Deutscher Hallenmeister über 3000 Meter und in Braunschweig Deutscher Vize-Meister über 5000 Meter – 3 Tage nachdem er diesen Artikel für das WIR-Gemeindemagazin geschrieben hat!

Die Stasi durchkreuzte unsere Lebenspläne



„Eingesperrte Gefühle bahnen sich ihren Weg, Burg Hoheneck und ein Leben danach“ war der Buchtipp in der vorletzten WIR. Marie-Luise Knopp berichtet darin über ihre missglückte Flucht aus der DDR und die anschließende Haft im Zuchthaus Burg Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge. Dort trifft sie auf Kristel, die, wie sie wegen versuchter Republikflucht verurteilt wurde, und es entsteht eine tiefe Freundschaft.



„Viele LeserInnen waren interessiert an dem Schicksal meiner Freundin Kristel. Ich beschäftigte mich tiefer mit ihren Aufzeichnungen, die nach ihrem Tod als Vermächtnis zu mir kamen. Da ich wusste, dass Kristel geschrieben hat, um gehört zu werden, vervollständigte ich ihre Geschichte und setzte meiner Freundin somit ein Denkmal.“

Inzwischen ist dieses zweite Buch erschienen: „Freundschaft trotz Mauern – Burg Hoheneck und ein Leben danach“. Im Folgenden verbinde ich Auszüge aus beiden Büchern mit nachträglichen Ergänzungen der Autorin.

Diesen Brief schrieb Marie an Kristel nach deren Freikauf:

Liebe Kristel,
erinnerst du dich an die vielen Stunden, in denen wir gemeinsam an dem vergitterten Fenster standen, um das Lachen der Sterne zu hören? Wir warteten auf ein Zeichen, auf eine kleine Botschaft, die uns hoffen ließ, bald gemeinsam unsere tiefe Freundschaft in Freiheit leben zu können. Wir hofften heiß und inniglich, unsere durchkreuzten Lebenspläne in Freiheit verwirklichen zu können.

Oft sprachen wir darüber, warum gerade uns dieses Schicksal auferlegt wurde. Warum ausgerechnet wir ausgesucht wurden, dieses Kreuz zu tragen.

Dabei hatten wir beide nur einen Wunsch: Wir wollten unsere Aufgabe als Lehrerin in Freiheit, Ehrlichkeit und Liebe zu den Kindern erfüllen. Wir liebten die Arbeit mit den Kindern, die Kinder gaben uns das zurück, was wir ihnen schenkten. Aber der DDR-Staat hinderte uns daran, unsere

Lebenspläne zu verwirklichen. Und so landeten wir hinter dicken Mauern, bewacht von kläffenden, bissigen Schäferhunden.

Aber Welch ein Glück, in dieser grauenvollen, quälenden Dunkelheit leuchtete ein kleines Licht. – UNSERE Wege KREUZTEN sich. Gemeinsam konnten wir die Last besser tragen. Wir, die durch so viele Gemeinsamkeiten verbunden waren, ohne voneinander gewusst zu haben.“²

Dazu schreibt Marie-Luise in ihrem ersten Buch:

Mit meinem Leben hätte ich zufrieden sein können. Ich liebte diese Stadt, war mit Leib und Seele Mutter eines siebenjährigen Sohnes und eine begeisterte Lehrerin. Von meinem Mann hatte ich mich zwar getrennt, pflegte aber trotzdem zu ihm ein entspanntes Verhältnis.

Allerdings begannen mit der Zeit in meinem Beruf die Probleme. Die ständigen Repressalien des autoritären Staates ließen mich immer wieder gegen eine Wand laufen. Sinnlose Vorschriften und Verbote im täglichen Lehrer-Schüler-Leben verleiteten mich dazu, offen zu opponieren. Diese Schikane verdrängte ich, indem ich mich in die Arbeit stürzte. Ich machte Weiterbildungen, schrieb Artikel für Fachzeitschriften und genoss die Zeit mit meinem Sohn Kai. Je erfolgreicher ich wurde, umso mehr geriet ich in den Fokus des Staatssicherheitsdienstes.

In meinen Stasiakten las ich später folgende Beurteilung: „Kollegin Krüger ist parteilos, gibt einen guten fachlich-methodischen Unterricht. Bei Kindern wie bei Eltern besitzt sie Autorität und versteht sich durchzusetzen. Ihre politische Einstellung ist undurchsichtig. Sie gilt auf diesem Gebiet nicht als ehrlich. Bei politischen Äußerungen ist sie sehr zurückhaltend. Sie ist klug genug einzuschätzen, was sie sagen darf und was nicht...“

Seit einem Jahr hatte ich Kontakt zu einem Bundesbürger. Wir hatten uns kennen- und lieben gelernt. In der Zwischenzeit schmiedeten wir Zukunftspläne, was natürlich den wachsamen Augen des Staatssicherheitsdienstes nicht verborgen blieb. Nach einem Jahr schmiedeten wir den Plan einer „Übersiedlung“ für meinen Sohn und mich im Diplomatwagen.



Aber zu diesem Treffen kommt es nicht. Marie wird von der Stasi verhaftet und gewaltsam von ihrem siebenjährigen Sohn Kai getrennt.

Es folgte eine Odyssee von Grausamkeiten und Erniedrigungen. Ich wurde von einer Tür zur anderen geschoben... Was würde als nächstes passieren, fragte ich mich. Mein Widerstand war gebrochen. Zermürbt und willenlos ließ ich mich durch endlose Gänge führen, treppauf, treppab. Plötzlich stoppte der Wachmann, öffnete mit einem Schlüssel seines überdimensionalen Schlüsselbunds eine Tür und befahl mir einzutreten. Mir stockte der Atem: eine echte Zelle. Ab jetzt war ich eine wirkliche Gefangene in einer richtigen Verbrecherzelle. Derartige Räume kannte ich nur aus Krimis, nun war ich die Protagonistin einer dieser grausigen Geschichten - eine Verbrecherin ohne Verbrechen. Eine Gefängniszelle, so sieht also eine Gefängniszelle aus, dachte ich. Das sollte also für längere Zeit mein Zuhause sein.

Den Prozess erlebte ich wie in Trance. Ich hatte kaum Erinnerung daran und wartete nur auf das Urteil: „ZWEI JAHRE UND ACHT MONATE“ brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Dann ging alles ganz schnell. Ich landete im schlimmsten Frauenzuchthaus der DDR, Burg Hoheneck.

Bereits nach kurzer Zeit machte ich die Bekanntschaft von Kristel. Sie wirkte selbstsicher und klar, vielleicht ein bisschen arrogant. Und was für ein Zufall, Kristel war ebenfalls Lehrerin für Deutsch und Geschichte an einer „Polytechnischen Oberschule“. Eine weitere Überraschung: Wir hatten mit Magdeburg denselben Studienort, dieselben Professoren und zu vielen Themen die gleichen Ansichten. So erhellte ein kleines Licht unsere geschundenen Seelen. Ich schickte ein Dankgebet zum Himmel. Kristel hatte keine Kinder, sie wurde gemeinsam mit ihrem Mann verhaftet. Ihr Urteil von viereinhalb Jahren wegen Wirtschaftsverbrechen und Republikflucht verschlug mir die Sprache.

Als politische Gefangene, als „Staatsfeinde“ standen Marie und Kristel in der Hierarchie ganz unten und waren für uns unvorstellbaren Schikanen und Demütigungen ausgesetzt. Zwangsarbeit war selbstverständlich: Die Produktion von Bettwäsche, Strumpfhosen, Motoren

und Spulen für Waschmaschinen für den Export in die Bundesrepublik waren eine lukrative Einnahmequelle für die DDR. Aber auch der Westen profitierte enorm von diesem Handel. Für die Gefangenen war die Arbeit trotz häufiger Schikane eine willkommene Unterbrechung des Gefängnisalltages.

Marie Luise hatte das Glück, nach gut einem Jahr freigekauft zu werden. Mit ihrem Sohn Kai war sie ein halbes Jahr später wieder vereint.

Der Menschenhandel war für die DDR eine willkommene, nicht versiegende Einnahmequelle: Fast 34.000 Insassen von DDR-Gefängnissen kamen zwischen 1964 und 1989 für eine Gesamtsumme von 3,5 Milliarden Mark frei (welt.de).¹

Ab jetzt kommt Kristel mit Auszügen aus dem zweiten Buch zu Wort.



Meine Freunde konnten nicht begreifen, welche Qualen ich litt, weil man mich zwang, den Kindern ein falsches Geschichtsbild zu vermitteln. Ich fühlte mich wie eine Lügnerin. Viel schlimmer, ich wurde für mein Lügen auch noch bezahlt. Mein dringender Wunsch war es, die Wahrheit zu sagen. Dieses verlogene System machte mich krank, körperlich und seelisch. Ich erlitt Schwächeanfälle und entwickelte Hass gegen die Schule, gegen die Kollegen und sogar gegen die zur Lüge erzogenen Kinder. Dabei war deren Verhalten das Ergebnis meiner eigenen Heuchelei. Bald kamen Magenbeschwerden, Konzentrationsschwäche und unerträgliche Kopfschmerzen hinzu. Trotz sorgfältiger schriftlicher Vorbereitung war mein Unterricht schlecht. Geist und Körper wollten sich nicht länger vergewaltigen lassen.

Dann, eines Tages, passierte Folgendes: Nach einer Versammlung, in der wieder die gewohnten sozialistischen Phrasen abgespult wurden, wurde mir von so viel Propaganda speiübel. Ich verließ wankend die Schule. Zu Hause warf ich mich aufs Bett und ließ meinen Tränen freien Lauf. ‚Ich kann nicht mehr, ich bin am Ende. Ich bin erst 33 Jahre, wie

soll ich so mein Berufsleben überstehen? Ich muss hier raus! Mir schwirrten alle möglichen Fluchtideen durch den Kopf: grüne Grenze, das wäre einem Selbstmord gleichgekommen. Ausland, wie sollte das gehen? Unser erster Versuch war die Flucht über Polen, aber dieser Versuch scheiterte. Als zweites versuchten wir eine Ausreise mit falschen Pässen.

Aber auch dieser Versuch scheiterte schon im Vorfeld. Mit falschen westdeutschen Pässen versuchten Kristel und ihr Mann zum dritten Mal die Flucht über Bulgarien. Trotz gründlicher Vorbereitungen wurden sie im Zug an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze verhaftet.

Das war das Schlimmste, was ich in dieser ganzen Zeit erleben musste ... Nach dem Abendessen wurde ich ziemlich unsanft aus der Zelle gezerrt. Den Weg zum Chef kannte ich ja inzwischen ... Ich stand noch im Türrahmen, als der Chef eine wahre Salve an Beschimpfungen losließ. ‚Du verlogenes, elendes Schwein! ...‘ Dabei fuchtelte er mir mit einer Reitpeitsche vor meinem Gesicht herum ... ‚Wenn du Drecksau uns noch einmal belügst, gehen wir in den Nebenraum und du tanzt nackt Walzer oder Foxtrott‘, wieder schwenkte er die Peitsche‘ ...

Plötzlich wurde meine Zellentür abermals geöffnet. Neben zwei Posten stand ein junger, gut aussehender Zivilist. In kaum verständlichem Deutsch sagte er zu mir: ‚Spazieren‘. Die Posten hatten sich zurückgezogen, ... der Zivilist griff mich von hinten am Oberkörper und drückte mich zu Boden. Dabei forderte er keuchend: ‚Libbe, Libbe!‘ Sekunden später lagen wir, einem balgenden Knäuel gleich, am Boden. Mein Kreischen muss ihn erschreckt haben. Er ließ mich los.²

Kristel und ihr Mann wurden zurück in die DDR gebracht. Nach neun Monaten fand endlich der Prozess statt.

Die Verhandlung ging zu Ende. Es folgte das Plädoyer des Staatsanwalts. Er gebärdete sich dabei wie ein schlechter Schauspieler ... ‚beantrage ich eine Haftstrafe von vier Jahren und sechs Monaten‘ ...

„Dann ist Ihnen Hoheneck sicher“ meinte eine Mitgefangene beim Transport zurück ins Gefängnis. „Was ist Hoheneck?“ fragte ich naiv. „Hoheneck, das ist die Hölle ... Hoheneck, das ist ein altes, stinkendes Schloss, in dem Häftlinge bis zum Umfallen geschunden werden.“ Erträglicher wurde der Aufenthalt erst durch die Freundschaft mit Marie ...

Wir verbrachten ein knappes Jahr hinter den dicken Gefängnismauern. Dann allerdings geschah etwas für mich Schreckliches, denn Marie wurde entlassen ...

In welchem starkem Maße mir die Freundschaft zu Marie während der Gefängniszeit über Sorgen und Nöte hinweghalf, spürte ich erst in vollem Umfang, als sie entlassen wurde. Diesen Tag werde ich niemals in meinem Leben vergessen. ... völlig überraschend wurde die Tür aufgeschlossen. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, als ich diesen einen Satz vernahm: „Strafgefangene Krüger und Sommer, Sachen packen!“

„Nein, nein Marie, du kannst mich doch hier nicht allein lassen“, jammerte ich lauter, als ich es gewollt hatte ... Viele Tage fühlte ich mich wie ein Schatten meiner selbst. Meine Augen brannten vom vielen Weinen. Dauern musste ich gegen die Tränen ankämpfen.²

Kristel wurde nach zweieinhalb Jahren freigekauft. Schließlich konnten beide ihre von der Stasi durchkreuzten Lebenspläne bei uns in der Bundesrepublik verwirklichen. Sie arbeiteten beide als Lehrerin, Kristel in ihrer Traumstadt Lübeck und Marie in Düsseldorf.



Marie begegnete gleich zu Beginn ihres Berufslebens in ihrer neuen Heimat Düsseldorf Klaus. Von ihm erhielt sie beruflich nicht nur Starthilfe, sondern sie arbeitete mit ihm 22 Jahre zusammen an einer Schule in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sie entwickelten gemeinsam viele interessante Projekte für junge Menschen, die es schwer hatten. Sie gaben eine Zeitschrift und vier Bücher heraus, gingen auf Lesereisen und leisteten somit wertvolle Antistigma-Arbeit.²

Diese Erinnerungsarbeit mit den Jugendlichen und die Aufforderung ihres Enkels waren nicht zuletzt ausschlaggebend für Marie-Luises Aufarbeitung ihrer eigenen Vergangenheit.

Es ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, die menschenverachtenden Praktiken bei den Verhaftungen und Verhören und die Zustände im Zuchthaus Burg Hoheneck ausführlich zu beschreiben. Da hilft es nur, die Bücher zu lesen.

Wenn die DDR heute nostalgisch verklärt und immer noch darüber gestritten wird, ob die DDR ein Unrechtsstaat war, sind diese Bücher notwendig.

Klaus Napp

www.gedenkstaette-hoheneck.de

¹ Marie-Luise Knopp
Eingespernte Gefühle bahnen sich ihren Weg
Burg Hoheneck und ein Leben danach

² Marie-Luise Knopp
Freundschaft trotz Mauern
Überleben in und nach Hoheneck
Geest-Verlag 2018, 2020
mlknopp.de



Bunt durchkreuzt

Staunenswertes aus der Welt der Kreuzungen

(Durch-)Kreuzungen finden sich in den unterschiedlichsten Bereichen unseres Lebens. Wir haben für Sie ein buntes Sammel-surium an Kreuzungen zusammengestellt, um zu zeigen, dass dabei viel Positives, Neues, Innovatives entstehen kann!

1. Kennen Sie Liger oder Schiegen? Aber ein Maulesel ist Ihnen sicher bekannt, oder? Kreuzt man zwei verschiedene Tierarten, entstehen sogenannte Hybride, die zwar in einigen Fällen lebensfähig sind, aber miteinander keine Nachkommen zeugen können.

Aus einem männlichen Löwen und einem weiblichen Tiger entsteht ein Liger, Schiegen gehen aus Schafen und Ziegen hervor, und das Maultier hat als Eltern eine Hauspferdestute und einen Hauseselhengst. (Maulesel hingegen stammen von einem Pferdehengst und einer Eselstute ab.) Nun sind Sie an der Reihe: Was versteckt sich wohl hinter Zesel, Töwe, Cama, Pizzly, Grolar, Wolphin und Zorse? *

2. Es gibt unzählige gelbe, blaue, orangene, fleischige oder härtere, samtweiche oder glatte Früchte, die uns den Sommer versüßen. Neue Kreuzungen vereinen die gewünschten Eigenschaften zu einer neuen Frucht! Pflaumen und Nektarinen führen zu Nectaplums, Aprikosen und Pflaumen zu Plumcots und eine Kreuzung dreier Arten wie Pfirsich, Aprikose und Pflaume ergibt Peacotums. Neugierig geworden? Dann beißen sie zu!
3. Die deutsche Brotvielfalt ist weltbekannt und von manchen Menschen im Urlaub schwer vermisst, doch von Amerika aus verbreitet sich nun ein neuer Trend unter den Backwaren. Ob reine Marketingstrategie oder erfrischende Innovation – entscheiden Sie selbst! Als Cronuts bezeichnet wird eine Mischung aus Croissants und Donuts, ist also frittiertes Plunderbrot, das rund wie ein Donut geformt und mit ver-

schiedenen Füllungen versehen werden kann. Cragel hingegen sehen wie Bagels aus, beim Aufschneiden erkennt man aber den Croissantteil. Auch beliebt sind mittlerweile Bruffins, ein Mix aus Muffins und dem französischen Brioche. Auch bei den Hauptgerichten wird gekreuzt: Im Ramen Burger werden statt Hamburgerbrötchen Ramen, japanische Nudeln, verwendet. Probieren Sie es aus und erfinden Sie wilde Mischungen Ihrer Lieblingsgerichte!

4. Kreuzungen machen auch vor Sportarten nicht halt: Verschiedene Disziplinen kombinieren Ausdauer, Technik, Spaß und Risiko in neuem Format. Beim Angelgolf wird der Golfball nicht geschlagen, sondern an eine Angelrute gehängt und so geworfen. Möglichst wenige Würfe sollten den Ball ins Loch befördern. Auch das Stand-up-Paddling ist aus einer Mischung von Sportarten entstanden, denn die auf Wind wartenden Surfer bewegen sich einfach wie Ruderer paddelnd vorwärts. Zu den verrücktesten Neuschöpfungen zählt wohl Bossaball, eine Kombination aus Fußball, Volleyball und Geräteturnen auf einer Hüpfburg für Erwachsene. Da sollten auch Bewegungsmuffel etwas Passendes finden!

Kurioses zusammengetragen von Stefanie Kessler

*Zesel (Kreuzung zwischen Zebra und Esel), Töwe (Kreuzung zwischen männlichem Tiger und weiblichem Löwen), Cama (Kreuzung aus Kamel und Lama), Pizzly (Kreuzung aus Eisbär und Grizzly), Wolphin (seltene Kreuzung eines Delfins mit einem kleinen Schwertwal) und Zorse (Kreuzung zwischen Pferd und Zebra)

Das kann uns keiner nehmen

von Matthias Politycki

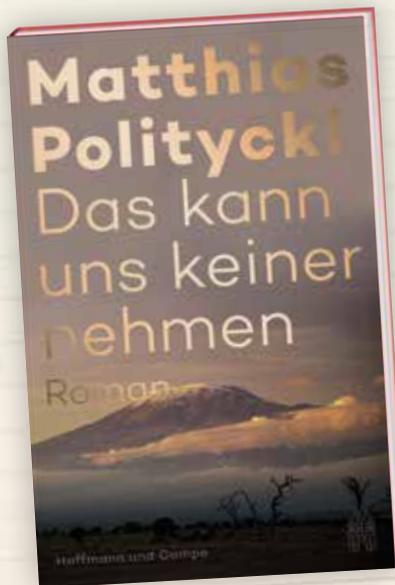
Hans hat zum zweiten Mal in seinem Leben den Kibo, den Kilimandscharo, bestiegen und möchte nun in den Krater absteigen, um dort eine Nacht alleine zu sein. Doch ihm ist jemand zuvorgekommen, der Tscharli, ein Bayer, der sehr große Stücke auf sich hält.

Die afrikanischen Begleiter der beiden beschließen, sich zusammenzutun, denn gerade hier unten ist das Wetter sehr unbeständig und keiner weiß, ob die beiden Deutschen die Nacht überleben.

Aus anfänglicher Abneigung wird eine seltsame Art von Freundschaft. Und Hans und Tscharli unternehmen eine gemeinsame Reise, während der sie sich und das Land Afrika – in diesem Fall die Insel Sansibar – immer besser kennenlernen. Sie erzählen sich ihr Leben, und bei beiden spielt eine Frau eine Rolle, weshalb sie gerade ausgerechnet ein zweites Mal auf den Kilimandscharo wollten.

Von der ersten Seite an hat mich die Geschichte fasziniert, gerade auch deshalb, weil der Autor so viele Details zu Land und Leuten erzählt.

Der Roman ist autobiographisch gefärbt, denn M. Politycki wäre selber während einer Afrikareise fast gestorben. Als er davon einem Freund erzählt, merkt er, dass er immer mehr „hörte und roch und fühlte“, was er „so lange tief in sich verstaubt hatte“. Ohne Freunde hätten die beiden Protagonisten die Reise nicht überlebt, ebenso wie der Autor Anfang der 1990er Jahre.



Ich möchte dieses Buch sehr empfehlen, da es zum einen die Geschichte einer Freundschaft ist, die während einer nur einwöchigen Reise entstanden ist. Zum anderen ist es eine Liebeserklärung an das Land Afrika.

Ursula Ehemann



Name: Maria Ahlrichs-Geising

Alter: 59 Jahre

Beruf: Biologisch-Technische Assistentin, jetzt selbständig mit einem Büro für privatärztliche Abrechnungen

Ehrenamtliches Engagement: Lektorin, Kommunionhelferin und früher als Katechetin

Was wolltest du als Kind gern werden? Archäologin

Woran erinnerst du dich nur ungern? An den Tod engster Familienmitglieder Eltern, Onkel, Schwiegereltern

Was kannst du besonders gut? Mama und Oma sein

Was sind deine Hobbies? Lesen, Kochen, Reisen mit Familie und Freunden

Dein Lieblingsessen: Fisch in allen Variationen

Wo bleibst du beim Zappen hängen: Krimis

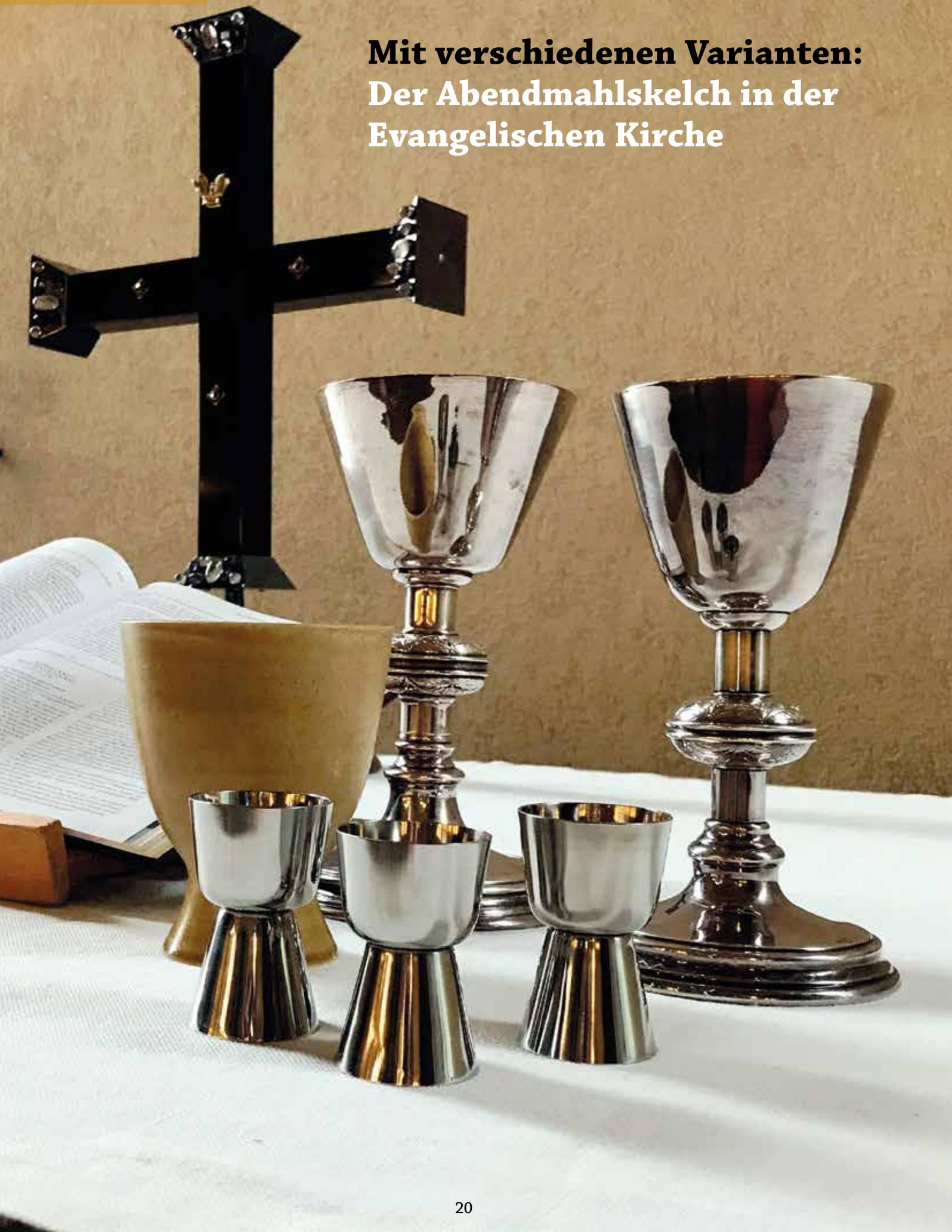
Wo zappst du immer weg? Talkshows

Was ist für dich eine Versuchung? Gutes Essen

Mit wem würdest du gern einen Monat tauschen? Einem Reiseschriftsteller

Wie kannst du am besten entspannen? Im Garten unter einem Baum in einem bequemen Liegestuhl

**Mit verschiedenen Varianten:
Der Abendmahlskelch in der
Evangelischen Kirche**



Der wohl älteste Text zur Einsetzung des Abendmahls stammt vom Apostel Paulus. Er schreibt ihn an die Gemeinde in Korinth, wo man sich heftig darüber streitet, wie man „richtig“ Abendmahl feiert. Dieser Text wird auch in der Liturgie in leicht abgewandelter Form gesprochen, wenn wir heute Eucharistie / Abendmahl feiern:

„Der Herr Jesus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach's und sprach: Das ist mein Leib für euch; das tut zu meinem Gedächtnis. Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahl und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis. Denn sooft ihr von diesem Brot esst und von dem Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt. (1 Kor 11, 23b-25)

Über das Abendmahl kann man sich also schon von Anfang an streiten. Der Kelch geht auf die jüdischen Festtraditionen zurück. Zum Beispiel wird bis heute an jedem Schabbat ein Segen über einem Kelch mit Wein gesprochen, um den Schabbat einzuläuten. Und beim Passaabend, den Jesus mit seinen Jüngern auch gefeiert hat und der als Vorbild für das christliche Abendmahl gilt, gibt es gleich vier Kelche mit Wein als Zeichen des Segens und der Befreiung durch Gott.

Mit großem Interesse habe ich zur Kenntnis genommen, dass der Kelch in der katholischen Kirche dem Priester zur Primiz geschenkt wird. In der Evangelischen Kirche „gehört“ der Kelch der Gemeinde. Die Reformatoren haben stets betont, dass die ganze Gemeinde das Abendmahl „in beiderlei Gestalt“, also Brot und Wein empfängt, so wie es von „Jesus eingesetzt wurde“. Hintergrund dafür ist das allgemeine Priestertum aller Getauften in den reformatorischen Kirchen, also dass es zwischen Priestern und Laien keinen qualitativen Unterschied gäbe. Darum heißt es in dem bekannten Abendmahlslied DAS SOLLT IHR JESU JÜNGER NIE VERGESSEN: „aus einem Kelche trinken Jesu Glieder, Schwestern und Brüder“.

Im Studium habe ich gelernt, dass seit dem 2. Vatikanischen Konzil der Laienkelch auch in der katholischen Kirche möglich ist. Und trotzdem ist der Abendmahlskelch gerade ein Symbol für die Unterschiedlichkeit unserer beiden Konfessionen. Doch wie ist das eigentlich innerevangelisch? Auch da gibt es – wie immer – viele verschiedene Varianten.

Klassisch wird das Brot oder die Oblate verteilt und danach der Kelch gereicht. Die Abendmahlskelche sind zumeist aus Silber, manchmal auch aus Ton. Früher waren sie der „Stolz der Gemeinde“ und wurden von reichen Familien gestiftet. So habe ich es in meiner ehemaligen Gemeinde in Düren erlebt, wo zum Ende des 30-jährigen Krieges drei hessische Offiziere der reformierten Gemeinde einen Abendmahlskelch schenkten, der bis heute erhalten ist und als Schaukelch zu jedem Gottesdienst aus dem Tresor geholt und auf den Abendmahlstisch gestellt wird. Als einmal ein Gastprediger zum Abendmahl Wein in diesen Kelch füllte und ihn herumgab, stockte allen Gemeindegliedern der Atem. Dabei hatte der Gast den Kelch nur zu seinem ursprünglichen Sinn zurückgeführt. Sonst ist der Umgang mit den „Abendmahlsgeräten“ oder auch dem „Abendmahls-geschirr“ – ja so sagt man das wirklich – in der evangelischen Kirche reichlich pragmatisch. Auf die Feier der Gemeinschaft mit Gott und untereinander kommt es an.

Anfang des 20. Jahrhunderts entstand der Wunsch nach Einzelkelchen, wohl meist aus hygienischen Gründen. Das war lange Zeit verpönt. Mit der AIDS-Welle der 80er Jahre hielten diese auch Einzug in die Stephanuskirche und in die Klarenbachkirche. Von einem bekannten Pathologen stammt der Ausspruch: „Du kannst aus jedem Abendmahlskelch trinken, aber gib Deinem Hausarzt niemals die Hand!“ Wegen des stark individualisierten Gepräges und dem fehlenden Gemeinschaftsgefühl, fanden die Einzelkelche nicht allzu viele Befürworter. In der Klarenbachkirche wird eine Mischform mit Gemeinschafts- und Einzelkelch gefeiert. In der Stephanuskirche gingen nach der Schweinegrippe vor zehn Jahren immer mehr Gemeindeglieder zur Intinctio über, das heißt sie tauchten ihre Oblate in den Kelch und aßen sie dann. Mit dem Ausbruch von Corona wurden bis auf weiteres alle Abendmahlsfeiern in der Evangelischen Kirche ausgesetzt. Wie es weitergeht und ob zu der alten Gemeinschaftsform zurückgefunden wird, bleibt zu hoffen.

Zum Schluss noch zwei kleine Begebenheiten aus unseren ökumenischen Kontakten:

Pfarrer Hartmut Wölk berichtet von einer Reise in die Partnergemeinde im Kirchenkreis Bohlabela in Südafrika: „Wir haben auch gemeinsam Abendmahl gefeiert. Die Kelche waren randvoll mit Rotwein gefüllt, so dass ich beim Reichen des Kelches Angst hatte, dass ich etwas verschütten könnte. Die Gottesdienstbesucher hatten damit keine Probleme. Sie nahmen die Kelche teilweise ruckartig in die Hand und einen großen Schluck aus dem Kelch. Aus unserer Gemeinde bin ich es gewöhnt, dass die Kelche mindestens für alle Abendmahlsgäste reichen. Hier jedoch musste ich mehrmals den Kelch nachfüllen. Jetzt konnte ich auch verstehen, warum eine große bauchige Flasche am Altar zum Nachfüllen stand.“

Und eine schöne Begebenheit und Zeichen der Versöhnung weiß Christian Nell-Wunsch zu berichten: „In den Wirren des 2. Weltkrieges verschwand der Abendmahlskelch von 1897 der Kirchengemeinde in Dźwierzuty, dem früheren Mensguth in den Masuren/Polen. Durch einen „wunder-vollen“ Zufall entdeckte im vergangenen Jahr der ortsansässige Pfarrer, Witold Twardzik, den Kelch im Internet, auf der Seite eines Kölner Auktionshauses. Er war bereits versteigert – für 774 €. Der Käufer wurde (diskret) kontaktiert und bot der ursprünglichen Gemeinde dieses ideell wertvolle Zeichen der Verbundenheit sofort zum Rückkauf an. Mit Hilfe des Landeskirchenamtes und auch mit Unterstützung der – damaligen – Gemeinde Wersten wurde der Kelch aufbereitet. Im Beisein einiger Gemeindeglieder aus Wersten brachte Präses Manfred Rekowski den Kelch im August zurück in die masurische Gemeinde – mit folgendem Wunsch: „Der zurückgekehrte Kelch möge in besonderer Weise ein Friedenskelch sein.“

Meinen Artikel habe ich begonnen mit „Über das Abendmahl kann man sich von Anfang an streiten.“. Ich hoffe trotzdem, dass wir irgendwann alle Differenzen überbrücken und gemeinsam die Gemeinschaft mit Gott und miteinander teilen.

Pfarrer Kay Faller

Himmelgeister Orgel wird aufwändig saniert



Die Orgel in der St.-Nikolaus-Kirche ist, wie im letzten Heft berichtet, höchst sanierungsbedürftig. Durch großzügige Spenden und mit Unterstützung durch das Erzbistum haben nun die nötigen Reparaturen begonnen. Dabei wurde Ende August die gesamte Orgel mit über 1000 Pfeifen abgebaut und in die Werkstatt der Orgelbaufirma Seifert in Kvelaer transportiert. „Natürlich hätten wir diese Sanierungsmaßnahme gerne während der Corona-bedingten Schließung der Kirche gemacht, das war aber leider eben genau Corona-bedingt nicht möglich. Nun freuen wir uns auf November, wenn unsere Orgel in Himmelgeist wieder eingebaut und großartig klingen wird“, sagt Kantorin Pamela König.



Vorbereitungskurse für Firmung und Erstkommunion in Corona-Zeiten



Auch der Plan der Erstkommunion- und Firmkurse in unserer Seelsorgeeinheit wurde in diesem Jahr durch-einandergebracht. Beide Vorbereitungskurse 2020 mussten unterbrochen und die Feste verschoben werden. Immerhin könnte das Warten – mit weiterhin Corona-bedingter Flexibilität – nun ein Ende haben. Die Erstkommunionfeiern sind für den Jahrgang 2020 auf das Wochenende vom 3. und 4. Oktober angesetzt, die Firmung könnte am 13., 14. und 15. Januar 2021 gefeiert werden.

Die neuen Vorbereitungskurse für die Erstkommunion und Firmung für den nächsten Jahrgang beginnen entsprechend etwas zeitversetzt. Die Erstkommunion wird 2021 im Rheinbogen voraussichtlich am 13. (Christi Himmelfahrt) und 16. Mai gefeiert. Der nächste Firmtermin wird Anfang des Jahres bekanntgegeben.

HEIDKAMP, DANKE Für ALLES!

Verabschiedung von Pfarrer Frank Heidkamp nach 13 Jahren in Wersten, Holthausen, Himmelgeist und Itter, dem Düsseldorfer Rheinbogen







„Ich habe mich in diesen wunderschönen Abschnitt am Rhein verliebt“

Seit dem 1. September ist Florian Ganslmeier Pfarrer der Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen. WIR hat mit ihm zum Start über den Sommer des Wechsels, Heimat und den Plan B im Leben gesprochen.

Der Sommer geht zu Ende. Was war das für Sie für ein Sommer?

Es war ein Sommer des Wechsels. Ich verlasse meine bisherige Stelle auch ein bisschen in Wehmut. Es war auch ein Sommer, der geprägt war von Corona. Ich konnte nicht einen großen Abschied halten. Dafür gab es aber ganz viele kleine Begegnungen, die sehr herzlich und sehr tiefgehend waren. Das wäre mit einer großen Verabschiedungsfeier vielleicht nicht so gewesen. Und es war natürlich auch ein Sommer mit Aufregung. Ich wechsle in eine neue Rolle, vorher Kaplan, jetzt Pfarrer. Und nicht zuletzt auch in eine neue Heimat. Denn ich komme ja nicht nur als Pfarrer, ich komme ja auch als Mensch hierher.

Es wird noch eine Weile dauern, bis Sie tatsächlich hier im Rheinbogen leben können. Vielleicht können Sie kurz erklären, warum das so ist.

Das gibt es schonmal, dass der Dienstbeginn festgeschrieben ist für den 1. September, der Wohnungsumzug sich aber aus den verschiedensten Gründen noch etwas hinzieht. So wird das jetzt hier auch sein.

Wenn es dann endlich soweit sein wird, was brauchen Sie, um irgendwo heimisch zu werden?

Das sind verschiedene Dinge. Heimat sind als Allererstes die Menschen. Die Menschen, mit denen man zusammenlebt. Vielleicht auch ein gewisser Menschenschlag. Ich habe in meinem Leben auch schon an verschiedensten Orten gewohnt. Und danach glaube ich eigentlich, dass ich an vielen Orten heimisch werden kann. Andererseits hat der Rhein schon eine unglaubliche Faszination. Und er hat ja auch wirklich dieses Wunderbare, Menschen aus ganz verschiedenen Gegenden zusammenzuführen, für viele eine Heimat zu bieten und trotzdem eine Identität zu bewahren.

Ist Identität für Sie wichtig?

Ja! Es ist wichtig, dass man weiß, wo man herkommt, um zu wissen, wer man ist. Dass man seine Vergangenheit kennt und dazu steht, mit allen Seiten, um auch Zukunft zu haben. Um auch zu wissen: Wo bin ich? Wo stehe ich? Wo geht es in Zukunft hin? Vielleicht auch grade, um sich öffnen zu können. Man muss schon wissen, wer man selber ist, um auch auf andere zugehen und andere verstehen zu können.

Was bedeutet es für Sie, Pfarrer im Rheinbogen zu werden?

Ich wollte gar nicht unbedingt Pfarrer werden. Das war nicht mein primäres Ziel. Ich bin Priester und mein Seelenheil hängt nicht daran, irgendwo leitender Pfarrer zu werden. Ich habe mir immer gewünscht, in Rheinnähe zu kommen. Ich komme gebürtig aus der Bonner Ecke. Ich habe mich auch auf meiner Kaplanstelle in Monheim und Baumberg sehr wohlfühlt. Und mit dem Menschenschlag hier am Rhein kann ich's sehr gut. Das war mir, ehrlich gesagt, wichtiger – Heimat, Menschenschlag, Gemeinde – ob als leitender Pfarrer oder als Pfarrvikar. Die Personalabteilung des Erzbistums hat mir aber den Vorschlag „Düsseldorfer Rheinbogen“ unterbreitet. Ich bin dann mal hierhin gefahren und habe mich in diesen wunderschönen Abschnitt am Rhein verliebt. Ich dachte, das ist eine beeindruckende Mischung aus Dörflichem, Gemeindlichem und zugleich auch Städtischem. Diese Mischung ist etwas, worauf ich mich wirklich freue. Die finde ich sehr spannend.

Wie gehen Sie mit Erwartungen um, die nun an Sie gestellt werden?

Pfarrer Frank Heidkamp hinterlässt große Fußstapfen. Das erlebe ich in ganz vielen Dingen. Das ist vielleicht neben der Hoffnung und Neugier schon auch etwas, wo ich echt Respekt vor habe. Und ich frage mich, ob ich diese Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche erfüllen kann? Klar ist: Ich werde jemand anderes sein. Ich werde keine Kopie von Frank Heidkamp sein können, auch nicht sein wollen. Aber ich finde es wunderbar, einen Pfarrer als Vorgänger zu haben, der hier so segensreich gewirkt hat und so gute Früchte hinterlässt.

Wie entspannen Sie? Was ist für Sie Erholung?

Ganz einfache Dinge. Ich höre gerne Musik. Ich spiele auch gerne Klavier und Orgel. Im Alltag kann ich am besten beim Kochen entspannen.

Das mache ich sehr gerne. Auch abends, nach einem langen Tag der hart war, ist das für mich keine Arbeit, sondern Entspannung. Wenn's mal ein freier Abend ist auch gerne mal Herd an, Rotwein auf, irgendeine Musik zwischen Astor Piazzolla und Udo Jürgens. Zwei, drei Freunde einladen. Gemeinsam kochen, gemeinsam essen. Das ist eine Sache, da kann ich unglaublich gut abschalten.

Der Plan B im Leben des Florian Ganslmeier. Wie hätte eine alternative Lebensplanung für Sie ausgesehen, wenn Sie nicht Priester geworden wären?

Priester war für mich nicht das, was direkt auf dem Schirm war. Eigentlich wollte ich Musik studieren. Klavier, Orgel, Kirchenmusik. Ich hatte auch mal eine kleine Chorgemeinschaft in meinem Heimatort. Dann habe ich nach dem Abitur erst Jura studiert. Und nach meinem Examen habe ich mir die Frage gestellt: Es gibt nur ein Leben. Ich glaube, dass es Gott gibt. Und was könnte vielleicht auch Gottes Plan mit mir sein? Wie kann ich für Menschen da sein? Wie kann ich selber glücklich werden? Wie kann ich meinen Weg im Leben gehen? Insofern hätte es viele andere Berufswünsche gegeben. Aber es ist der geworden und ich bin froh, dass es so ist und bin glücklich darin. Deswegen habe ich jetzt keinen Plan B in der Tasche. Das ist nicht vorgesehen.

Was treibt Sie an?

Die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Die treibt mich an. Die Liebe auch zur Musik.



Musik ist eine Sprache, die nicht ausgrenzt. Worte sind schnell mal „entweder – oder“. Wir schaffen Begriffe, Begriffe grenzen ab. Deswegen sind wir mit unseren Worten auch immer sehr begrenzt, Menschen zu erreichen. Und das kann Musik auf ganz andere Art und Weise. Das hat mich auch auf allen meinen bisherigen Stellen geprägt: Dass ich immer wieder überlegt habe, wie man Musik und Glaube, Musik und Kirchenraum so füllen kann, dass Menschen hier eine Heimat finden. Auch wenn sie nicht die typischen Kirchengänger sind. Dass wir den Menschen Raum geben, wo sie etwas über sich selbst und ihr Leben erfahren.

Es gibt ein spürbares Spannungsfeld innerhalb der katholischen Kirche von Rom über Köln bis zu Initiativen in Gemeinden, wie z. B. Maria 2.0. Wie nehmen Sie dieses Spannungsfeld wahr?

Ich glaube, dass dieses Spannungsfeld erstmal so sein muss. Das ist die Realität, dass wir ganz verschiedene Menschen haben. Auch in der Kirche. Und das ist ja auch gut, dass es so ist. Und auch hoffentlich so bleibt. Kirche lebt immer von Vielfalt. Nötig ist natürlich die Frage, was uns eint. Was uns zusammenhält. Und dabei ist schon wichtig, wie wir miteinander reden. Wir dürfen miteinander streiten. Das ist in der Musik auch so. Ein gutes Musikstück lebt nicht davon, dass immer nur alles Harmonien sind, sondern dass die verschiedenen Stimmen zusammenkommen. Auch mal streitend. Aber dass man immer wieder zum Atem holen auf einer Harmonie zusammenfindet. Und ich würde mir wünschen, dass dieses Zusammenspiel von einem gegenseitigen Respekt und Nächstenliebe getragen ist. Man kann streiten um vieles, aber das, was dahintersteht, muss von einem Grundrespekt und nicht einer sprunghaften Feindschaft getragen sein. Wir müssen verschiedene

Meinungen aushalten können. Man muss nicht alles auf einen Nenner bringen. Die Frage ist, wie geht man miteinander um, wie redet man miteinander. Der Ton in unserem Land wird rauer. Und da wünsche ich mir und möchte meins dazu beitragen, dass wir in der Kirche doch anders miteinander umgehen.

Die Kirche wird sich in den nächsten zehn Jahren weiterentwickeln. Sie werden diese Entwicklung im Rheinbogen begleiten und moderieren. Haben Sie schon eine Idee, wie der Schlüssel dafür aussehen könnte, um diese Herausforderung mit Ihren neuen Gemeinden zu meistern?

Den Schlüssel bringe ich nicht mit und ich habe kein Konzept in der Tasche. Ich glaube, dass wir den Schlüssel hier vor Ort suchen müssen. Ich war jetzt in Grevenbroich/Rommerskirchen in einem Bereich mit 21 Pfarreien und 44.000 Katholiken, also einem der großen Sendungsräume in unserem Bistum. Da gab es immer wieder die Irritation: „Ja, wann kommt denn jetzt der Plan aus Köln oder Rom? Wir haben ja gar keine Handhabe.“ Ich glaube aber, da müssen wir alle umdenken. Wir müssen schauen, was die Menschen hier bewegt. Was sind hier die Hoffnungen und Sehnsüchte? Und wie können wir hier Kirchengemeinde leben? Wie können wir hier Glauben leben? Wie können wir hier unser Christ-sein leben? Für uns und für die anderen Menschen, die hier mit uns zusammenleben.

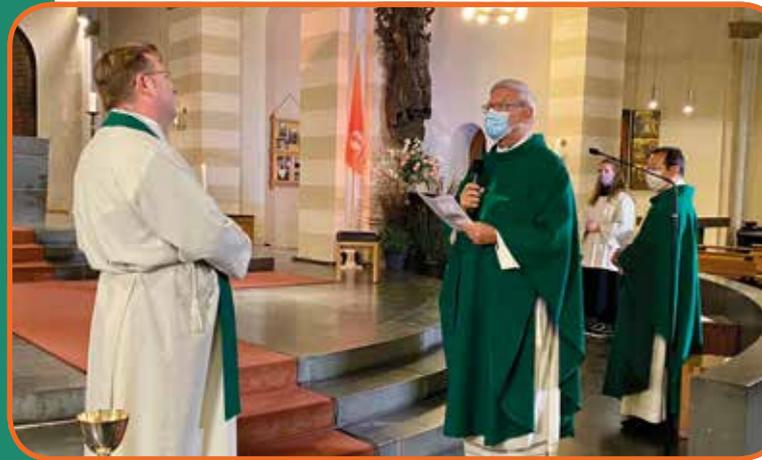
Das Gespräch führte Martin Kürble.

Das komplette Interview ist als Podcast „R(h)eingeredet – Der Talk im Rheinbogen“ auf Soundcloud und Spotify zu hören und als Video auf dem YouTube-Kanal der Seelsorgeeinheit zu sehen.



Neu im Team Rheinbogen: Pfarrer Florian Ganslmeier und Kaplan Juan Riquelme Cano

Der Wechsel im Pastoralteam der Seelsorgeeinheit wurde zum 1. September 2020 vollzogen. Nach 13 Jahren hat sich Pfarrer Frank Heidkamp aus den Gemeinden verabschiedet und seine neue Aufgabe als Stadtdechant von Düsseldorf übernommen. Ebenfalls haben Diakon Matthias Heyen und Kaplan Dr. Clement Agu unsere Gemeinden verlassen. Am 5. September wurden unsere neuen Seelsorger, Pfarrer Florian Ganslmeier und Kaplan Juan Riquelme Cano, in einer feierlichen Messe in St. Maria Rosenkranz in ihre Ämter eingeführt. Da die Amtseinführung Corona bedingt nur geladene Vertreter der Gruppen und Gremien der Seelsorgeeinheit mitfeiern konnten, ist die gesamte Messe als Video auf dem YouTube-Kanal und als Podcast auf Soundcloud und bei Spotify zu finden.



alpha

Mit neuem Geist belebt: Alpha-Kurse im Rheinbogen

Wie angekündigt, startete am 15.01.2020 der Alpha-Kurs. Zur Erinnerung: Ein Alphakurs ist ein Glaubenskurs, in dem es um Grundfragen des christlichen Glaubens geht. In einem solchen Alphakurs geht es nicht schulisch zu, sondern er zeichnet sich durch eine offene Atmosphäre aus. Das zeigt sich schon daran, dass jeder der elf Abende mit einem gemeinsamen Essen beginnt und sich dabei Gespräche entwickeln gemäß den Wünschen der Teilnehmer. Nach dem Essen folgt eine etwa halbstündige Einheit zu einem Glaubenthema, z. B. „Wer ist Jesus?“, „Was ist Gebet?“, welches über ein inspirierendes Video vermittelt wird. Der dritte Teil des Abends beinhaltet Gespräche in kleinen Gruppen, ausgehend von Fragen zum Thema. Dabei kann jeder unwidersprochen seine Meinung, seine Erfahrung und seine Fragen zur Sprache bringen. Es ist wohl dieser persönliche Austausch, der den Alphakurs charakterisiert. Anliegen ist dabei, den eigenen Glauben, auch Zweifel, zu teilen und die eigene persönliche Beziehung zu Jesus (wieder neu) zu entdecken.

Den ersten von Diakon Uli Merz und Engagementförderer Pascal Priesack angebotenen Alphakurs hatte es in der Seelsorgeeinheit im Frühling 2019 gegeben mit einem Teilnehmerkreis von neun Personen. Aus organi-

satorischen Gründen wurde er auf neun Themen-Abende verkürzt, fand aber kein Ende. Die Teilnehmer, überwiegend kirchenbekannte Menschen aus der Seelsorgeeinheit, waren nämlich so begeistert, dass sie sich weiterhin regelmäßig zu gemeinsamen Essen, Austausch und Gebet trafen und ihre positiven Erfahrungen mit dem Alphakurs unbedingt weiteren Menschen zugänglich machen wollten. Deshalb wurde in Absprache mit dem Pfarrgemeinderat ein Alphakurs für Anfang 2020 geplant. Das Leitungsteam für den neuen Kurs setzte sich aus den Teilnehmern des ersten zusammen und wurde mit Diakon Andreas Blech verstärkt. Anschließend wurde eine Schulung intern und extern organisiert und die Werbung auf allen Ebenen gestartet. Sogar ein Bildungshaus für ein gemeinsames Wochenende wurde gebucht.

Entgegen der Begeisterung des Teams schien die Resonanz auszubleiben. Bis Weihnachten gab es nur eine Anmeldung, aber dann standen zum Auftakt am 15.01.2020 23 Namen auf der Liste, von denen letztendlich 18 dauerhaft teilnahmen, Frauen und Männer im Alter von Mitte dreißig bis Mitte achtzig. Wegen der Verfügbarkeit der nötigen Räume fand der Alphakurs im Pfarrheim von St. Hubertus statt, im Saal zum gemeinsamen Essen und Videovortrag und sodann in anderen





Räumen für die Kleingruppen. Dabei kam es von Beginn an zu intensiven Gesprächen, und es entwickelte sich rasch eine große Vertrautheit unter den Teilnehmern. Ein Höhepunkt des Alphakurses war das erste Wochenende der Fastenzeit mit der gemeinsamen Fahrt nach Merkausen. Da ging es in allen Videovorträgen und in den Gesprächen um den Heiligen Geist: Wer ist der Heilige Geist, was bewirkt er, was macht der mit mir? Dabei und auch beim gemeinsamen Spaziergang sowie den geselligen Zeiten fand sich eine Atmosphäre von tiefem Respekt und Zugeneigtheit, noch einmal intensiviert in der abendlichen Lobpreis- und Gebetszeit.

Diese gemeinsamen Erfahrungen prägten die weiteren Abendveranstaltungen mit, und es stand die Frage im Raum, wie es denn weitergehen sollte nach dem offiziellen Ende des Alphakurses. Das Leitungsteam entwickelte erste Ideen, die es mit der großen Runde besprechen wollte, als Mitte März die Sperrung der Pfarrheime wegen der Coronakrise verkündet wurde. Durchkreuzt waren auf einen Schlag alle Pläne; der Alphakurs konnte nicht mehr wie bisher fortgeführt werden. Aber nun nichts mehr tun, nur noch resignieren? Das ging gar nicht! Das Leitungsteam bündelte seine Ressourcen, und es ging online weiter mit virtuellen Treffen. Zwar

nicht in der gewohnten Form, nämlich ohne gemeinsames Essen und ohne die Videovorträge, aber immerhin 14-tägig zum Bibelteilen und ähnlichen Formaten mit einem Teil der Teilnehmer, denn nicht alle verfügen über die notwendigen Voraussetzungen. Als dann in der Seelsorgeeinheit als Werktagsgottesdienst Happy Hour installiert wurde, war das die Gelegenheit, sich auch wieder einmal real zu treffen, wenn auch mit Maske und auf Distanz, aber doch zum gemeinsamen Gebet.

Wir sind dankbar und erstaunt, was durch den Alphakurs in Bewegung gekommen ist. Von anfangs zwei Personen, die den Kurs erstmals anboten, sind innerhalb eines Jahres mittlerweile über zwanzig Menschen inspiriert dabei, die ihre erfrischenden Erfahrungen mit ihrem neu entdeckten Glauben teilen und weitere Schritte gehen wollen, sowohl im persönlichen als auch kirchlichen Bereich. Und vielleicht gibt es bald schon die Möglichkeit, mehr davon zu erfahren und an einem Alphakurs in der Seelsorgeeinheit teilzunehmen. Wir halten Sie auf dem Laufenden und stehen Ihnen bei Rückfragen gerne zur Verfügung!

*Für das Leitungsteam vom Alphakurs
Christoph Kania, Pascal Priesack und Paul Hassel*

Corona und Communio – Eine

Was bleibt der Gemeinde, wenn alles zum Stillstand kommt? Keine Versammlungen, keine Gottesdienste, keine Sakramente, kein Ostern!

Was uns von vielen anderen unterscheidet: Uns bleiben GLAUBE, LIEBE und HOFFNUNG! Der Glaube braucht allerdings auch Gemeinschaft (Communio) zur gegenseitigen Stärkung und Stütze. Die Liebe braucht ein Gegenüber. Und die Hoffnung braucht jemanden, der sie weitergibt. Aber Glaube, Liebe und Hoffnung leben auch von dem, was in jedem Einzelnen als Flamme in der Nacht, in der Stille, in der Einsamkeit brennt. Das musste auch unsere Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen in den Wochen der Pandemie erfahren, durchleben und noch weiter üben.

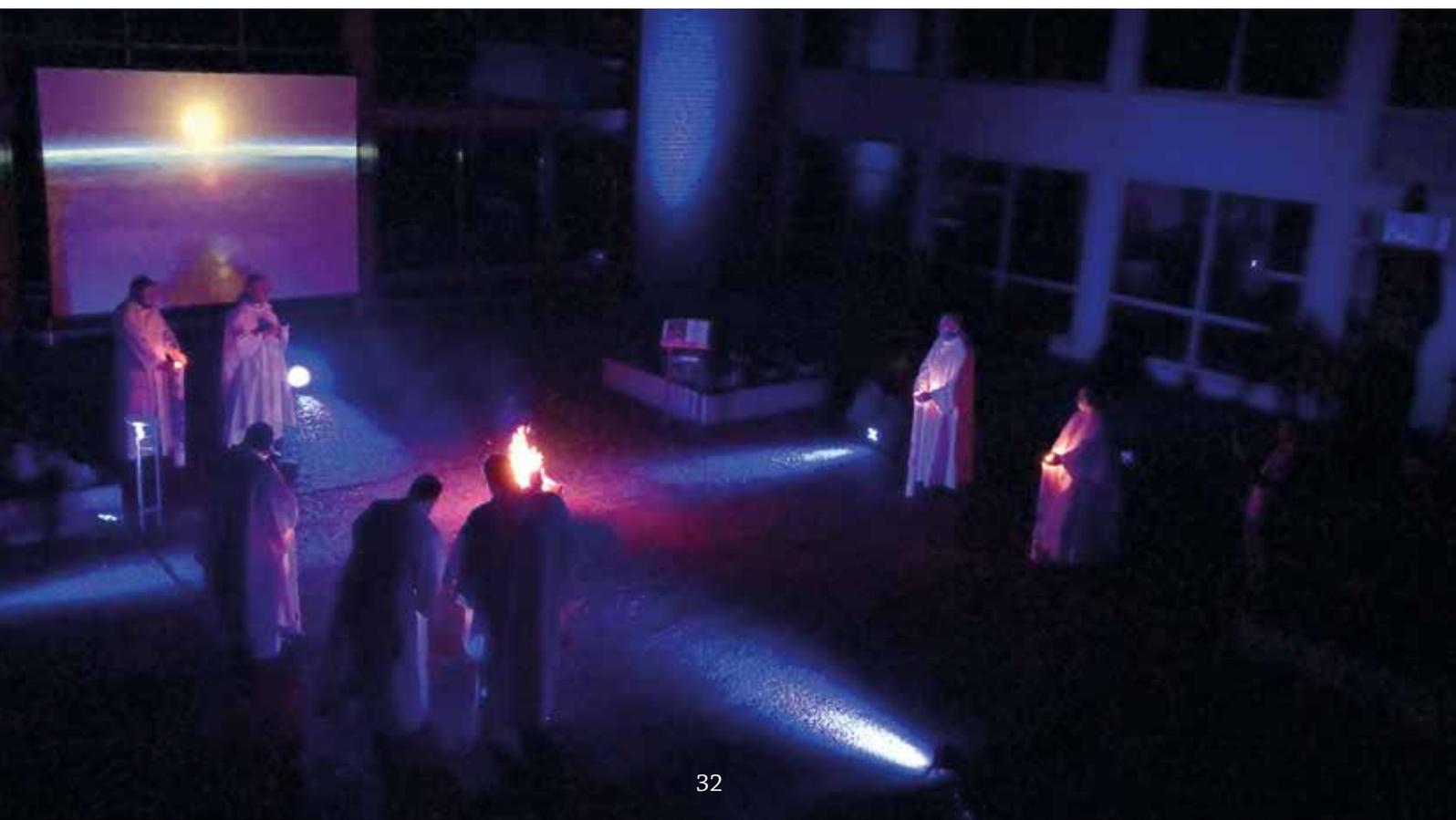
Leere Kirchen, abgesagte Familienfeiern wie Erstkommunion und Hochzeiten, Beerdigungen ohne die tröstende Umarmung von Freunden und Nachbarn: Das sind persönliche Dramen und Katastrophen. Doch es gab in der Zeit des Lockdowns auch Lichtblicke, denn die Arbeit in unseren Gemeinden stand nie still, sondern wurde an vielen Stellen neu und kreativ erfunden.

Im März begann der Aufbruch in eine neue Zeit

Im Rheinbogen hatte sich bereits am ersten Tag des Lockdowns ein Krisenstab aus Pastoral-, Verwaltungs- und Büroteam zusammengesetzt, um die ersten Maßnahmen festzulegen. Die Kirchen wurden, nach Anweisung des Erzbistums, geschlossen. Das Pastoralbüro wurde mit der Erreichbarkeit per Telefon und E-Mail ins Homeoffice verlegt. Oberste Priorität hatten aber Hilfsangebote für Menschen in seelischer und/oder existentieller Not. Durch den Einsatz vieler hauptamtlicher Kräfte konnte z.B. die Lebensmittelausgabe für Bedürftige ohne Unterbrechung offen gehalten werden. Außerdem wurde in Zusammenarbeit mit dem zentrumPLUS der Caritas ein Hilfsdienst für ältere Menschen, die das Haus nicht verlassen sollten, organisiert.

Abendsegen, Lied des Tages, Gemeindesingen und Osternacht online

Die pastoralen und liturgischen Angebote der Seelsorgeeinheit wurden innerhalb einer Woche auf die Onlinengemeinde über Homepage, Facebook und YouTube „verlagert“. Es sollte deutlich werden: Wir sind weiter da! Wir lassen uns gegenseitig nicht allein! Dass dies gelungen ist, haben die Zugriffszahlen und Kommentare in



Herausforderung

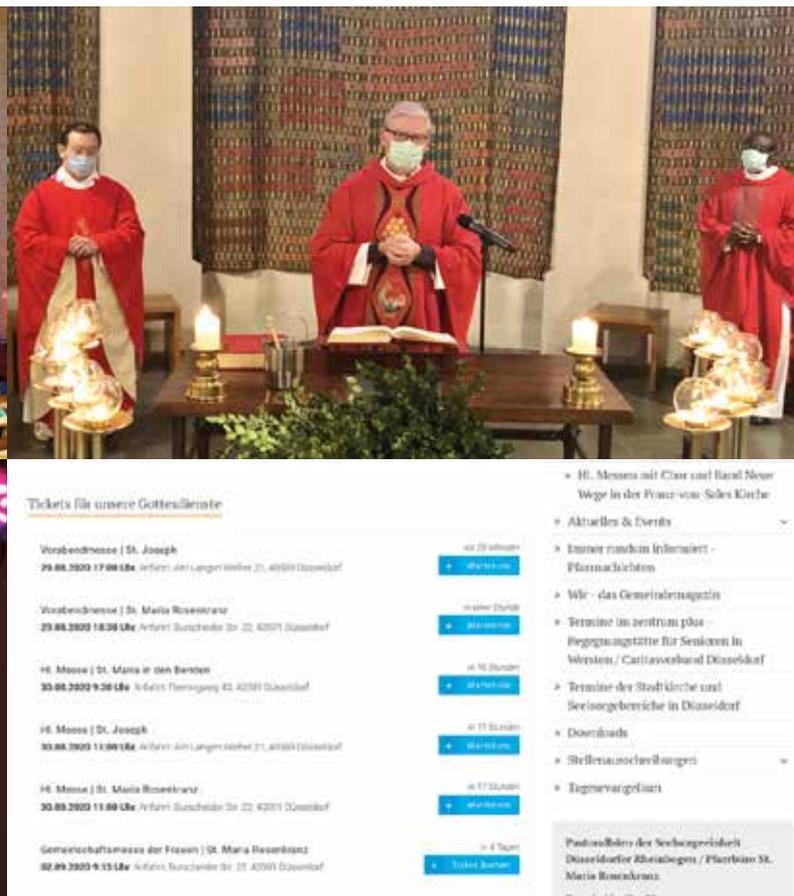
den sozialen Medien deutlich gezeigt. Natürlich ersetzt der Bildschirm in vielen Fällen aber nicht die menschliche Nähe. Deshalb haben alle Seelsorger auch weiterhin Besuche und persönliche Kontakte, zum Beispiel bei Trauergesprächen, Krankensalbung usw., soweit dies gewünscht war und in verantwortbarer Weise, angeboten. Auch mit allen Brautpaaren und Tauffamilien dieser Monate wurde Kontakt aufgenommen, um gemeinsam eine gute Lösung zu finden.

Eine besondere Herausforderung für die Gemeinden war Ostern. In einer groß angelegten Aktion wurden mit Hilfe vieler hauptamtlich Mitarbeitenden Ostertüten gepackt und über die mittlerweile zumindest im Eingangsbereich wieder geöffneten Kirchen verteilt. Doch eine Osternacht ohne Auferstehungsfeier bleibt ein einschneidendes Erlebnis – auch für die Seelsorger, die stellvertretend am gesegneten Feuer die Kerzen der Gemeinden entzündet und in die Kirchen gebracht haben, damit von dort mit Hilfe der Messdiener tatsächlich in der Osternacht auch das Feuer zu den Menschen nach Hause gebracht werden konnte.

Gottesdienste mit Ticketsystem

Ebenfalls eine neue Erfahrung waren Gottesdienste, für die Eintrittskarten zur Nachverfolgbarkeit der Anwesenden gebucht werden müssen. Das stellte nicht nur eine technische Herausforderung dar, sondern auch eine personelle. Immerhin: Die neu ins Leben gerufene Happy Hour in der Franz-von-Sales Kirche, bei der 50 Personen vor Ort und unbegrenzt im Internet per Livestream mitfeiern konnten, war auf diese Weise fast immer „ausverkauft“. An den Zustand des sehr begrenzten Platzangebots in unseren Kirchen und auch die Vorrückmeldung über das Ticketsystem auf unserer Homepage www.meinegemein.de werden wir uns wohl auf Dauer gewöhnen müssen. Aber da gibt es Schlimmeres, wenn wir auf diese Weise füreinander Verantwortung übernehmen können. Alle Pfarrfeste und Basare fallen in diesem Jahr aus. Gruppen, Chöre und Gemeinschaften müssen sich neu finden. Unsere Pfarrräume werden mit Hygienekonzept neu belebt werden müssen. Wie wir Weihnachten feiern werden? Wir werden sehen. Entscheidend ist, dass wir als Gemeinschaft Verantwortung füreinander übernehmen, in dem, was uns trotz allem miteinander verbindet: Glaube, Liebe und Hoffnung. So gelingt gelebte Communio trotz Corona.

Martin Kürble



„Minis“ sind bei uns GANZ GROSS: Messdiener im Rheinogen



Heutzutage kann man in der 3. Klasse nach der Erstkommunion Messdiener werden. Es gibt „Minis“, „Medis“, „Maxis“ und „Leiter“. Diese werden dem Alter entsprechend unterteilt. Die „Minis“ sind gerade Messdiener geworden, und die „Maxis“ sind schon länger dabei und werden angeregt, ein Teil des Leiterteams zu werden, das zur Zeit aus ungefähr zehn Personen besteht. Im Vergleich zu früher ist das Messedienen immer noch ein wichtiger Teil der Messfeier, jedoch ist das Messdienersein viel mehr mit Spaß, Gemeinschaft und Kinder- bzw. Jugendbetreuung verbunden.

Unter den Messdienern gibt es keine Hierarchie. Es gibt keinen Obermessdiener und jeder Messdiener darf sich aussuchen, welche Aufgabe er in der Messe übernehmen möchte. Die Leiter teilen die Aufgaben vor der Messe mit den Messdienern auf und schauen nach dem Rechten. Meist erledigen die Maxis und die Leiter die schwierigeren Aufgaben, wie zum Beispiel das Weihrauchtragen oder das Tragen des schweren Kreuzes.

Heutzutage ist es normal, dass Jungen und Mädchen Messdiener werden können. Früher war es das jedoch nicht. Erst seit 1994 dürfen Mädchen offiziell in der Messe dienen. In einigen Gemeinden, wie unter anderem auch in Wersten, deren Pfarrer es zuließen, konnten Mädchen sogar auch früher, in unserem Fall bereits 1984, Messdienerinnen werden. Dies passierte jedoch nicht von selbst, sondern auf Drängen der jungen Mädchen, die gerne nach der Erstkommunion Messdiener werden wollten, wie die Jungen. Der Anteil an Mädchen bei den Messdienern ist heute sogar meist größer als der der Jungen.

Die Messdiener sind durch einen Messdienerplan für die Messen eingeteilt, jedoch darf natürlich jeder Messdiener, abgesehen von diesem Plan, jederzeit dienen. Im Messdienerleiterteam wird außerdem geplant, dass in den meisten Messen und besonders in den „großen“ Messen (Ostern, Weihnachten, Pfingsten etc.) stets ein oder mehrere Leiter anwesend ist bzw. sind.

Die Aufgaben der Leiter sind vielzählig. Um Leiter werden zu können, sind ein Orientierungs-, ein Erste-Hilfe-, ein Präventionskurs und eine Leiterschulung notwendig. Zusätzlich beobachten die Leiter die älteren Messdiener und schulen, Leiter zu werden. Einerseits ist es die Aufgabe der Leiter, die neuen Messdiener anzulernen und die älteren Messdiener weiterzubilden. Andererseits bedeutet es auch, Fragen der Messdiener zu beantworten und zuverlässig ein Teil des Teams zu sein. Mittlerweile gehört dazu ebenfalls eine gewisse Freizeitgestaltung. Außer der Pfingstfahrt, gibt es einmal im Monat ein Treffen, bei dem verschiedene Gemeinschaftsspiele oder auch Ausflüge (Kletterhalle, Eislaufen im Winter, Moonlightminigolf und viele weitere) angeboten werden. Die Pfingstfahrt findet für gewöhnlich jedes Jahr statt und



bietet ein langes Wochenende voller Spaß und Spiele. Am Pfingstsonntag findet dann ein durch die Messdiener selbstgestalteter Wortgottesdienst oder eine selbstgestaltete Messe statt.

Die Leiter stehen im Kontakt mit den Eltern der Kinder und kümmern sich um die Kommunikation von Terminen und Informationen. Bei negativen Gefühlen, wie Ängsten, bei Fehlern oder sonstigen Problemen der Kinder, stehen die Leiter den Kindern immer zur Seite und helfen. Sie fragen sich jetzt vielleicht, warum dieses Thema erwähnt wurde. In der Messdienergemeinschaft entwickeln sich oft langanhaltende Freundschaften und Vertrauen. Es kommt aber auch schon mal zu kleinen Streitigkeiten oder Auseinandersetzungen. In solchen Fällen versuchen wir Leiter zu schlichten, zu versöhnen oder zu trösten. Außerdem trauen sich manche Kinder nicht, in der vollen Kirche zu dienen oder haben Angst, Fehler zu machen. Hier ermutigen wir die Kinder und schenken ihnen Vertrauen. Ein offenes Ohr für Probleme und Wünsche der Kinder zu haben, ist für uns Leiter ein wichtiges Anliegen.

Die Pfingstfahrt und die Treffen werden in den Leiterunden, einmal im Monat, geplant und vorbereitet. Dabei geht es viel um Organisation, Selbstständigkeit, Kreativität, aber gleichzeitig auch darum, teamfähig zu sein. Begleitet wird das Leiterteam durch einen Geistlichen, der mit Rat und Tat zur Seite steht, jedoch auch dem Team den nötigen Freiraum gibt, um kreativ und modern die Kinder- und Jugendbetreuung gestalten zu können. Das Leiterteam verwaltet außerdem das Geld aus der Messdienerkasse, welches mehrmals im Jahr durch verschiedene Aktionen gesammelt wird, wie beispielsweise durch Verkauf von Kuchen, fair gehandelten Nikoläusen oder kreativ gefärbten Eiern zu Ostern. Leitersein ist eine ehrenamtliche Tätigkeit, die zwar mit Mühe, aber andererseits mit viel Spaß und einer tollen Gemeinschaft verbunden ist.

Was mittlerweile jederzeit versucht wird zu vermitteln, ist: Messdiener beziehungsweise Messdienerleiter zu sein, bedeutet, freiwillig einen Dienst, ein Ehrenamt in der Kirche zu übernehmen. Es ist mit einer großen Gemeinschaft verbunden, in der alle willkommen sind.

Madita Winkel, Messdienerleiterin

„Schwere Schrift“ und Zigarillo: Erinnerungen an die Messdienerzeit vor 75 Jahren



Für einen Jungen aus „gut katholischer Familie“ war es fast eine Selbstverständlichkeit, Messdiener zu werden, so auch für mich, vermutlich mit acht oder neun Jahren. Der (oder die?) Obermessdiener und der Kaplan brachten uns bei, was wir bei der Messe alles zu tun hatten. Im Vergleich zu heute war es Schwerarbeit. Die Messe fing an mit dem Stufen- oder Staffegelbet, das wir Messdiener links und rechts vom Priester auf der untersten Stufe kniend möglichst elegant hinter uns zu bringen hatten - es war nämlich auf Latein wie die ganze Messe. Da hatten wir jede Menge auswendig zu lernen.

Zumindest in der Anfangszeit kam häufig kein gepflegtes Latein zustande. Das Stufengebet zum Beispiel ist ein Hin und Her zwischen Priester und Messdiener. Auf eine Passage des Priesters folgt die Antwort der Messdiener. Wenn man noch nicht sicher war, murmelte man etwas einfach mehr oder weniger laut vor sich und hoffte, dass es der Priester durchgehen ließ. Es kam aber auch vor, dass der laut aufforderte, es deutlich zu wiederholen oder mit ihm zusammen noch einmal zu beten – im Nachhinein gesehen, wohl eine gute Methode.

Weil es heute so etwas Exotisches ist, hier eine kleine Kostprobe. Am besten mal laut lesen!

Priester: Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta; ab homine iniquo et doloso erue me.

Messdiener: Quia tu es, Deus, fortitudo mea; quare me repulisti, et quare tristis incedo, dum affligit me inimicus?

Priester: Confitebor tibi in cithara, Deus, Deus meus: quare tristis es, anima mea, et quare conturbas me?

Messdiener: Spera in Deo, quoniam adhuc confitebor illi: salutare vultus mei, et Deus meus.

Damit war das Gemurmel aber noch nicht zu Ende. Aber die kleine Probe soll genügen.

Nach der Lesung ging es richtig an die Arbeit. Das dicke, mehr als 5 Kilo schwere Messbuch stand auf einem



kleinen Holzpult auf der rechten Altarseite. Der rechte Messdiener schritt also von seinem Platz unten um den Altar, stieg die Stufen hoch, packte das Pult mit dem Buch, ging die Stufen wieder runter, weiter vor dem Altar bis zur Mitte, machte dort eine Kniebeuge, wenn das Allerheiligste ausgesetzt war, eine „doppelte Kniebeuge“: Man kniete sich mit beiden Knien hin und machte eine Verneigung dazu. Mit dem schweren Buch auf den Armen! und ging weiter auf der linken Seite, die Stufen hoch und wuchtete das Pult auf den Altar. Die Kleinen unter uns, die gerade mal über die Altarkante gucken konnten, hatten Probleme damit, wenn nicht der Priester einen guten Tag hatte und dabei half. Ich schreibe das so ausführlich, weil es für uns kleine Anfängermessdiener harte Arbeit war, die schon einmal in eine Katastrophe mündete. Der Talar war vielleicht etwas zu lang, und man trat drauf oder stolperte einfach so, und das Pult samt Buch landete auf dem Boden.

Nach der Kommunion noch einmal die gleiche Prozedur, nur diesmal von links nach rechts. Wenn man allein diente, was in der Woche oft vorkam, verdoppelte sich die Aussicht auf die Katastrophe.



Zu meiner Messdienerzeit war noch richtig was los in der Kirche. Es gab den Pastor und drei Kapläne, dazu wohnte in der Liebfrauenstraße ein Religionslehrer. Alle mussten damals jeden Tag die Messe „lesen“. Das sah dann so aus: Werktags waren die Messen um 6.30, 7.15, 8.00; um 9.00 Uhr oft Trauungen, Exequien oder irgendwelche Jubiläen. Wenn nur drei offizielle Messen waren, „lasen“ die überzähligen Priester eine „stille Messe“ an einem der vier Nebenaltäre. Diese Messen wurden wie eine lästige Pflichtübung oft nur unwürdig runtergerasselt oder -geleiert. Bei uns Messdienern war dafür Kaplan Brem, der spätere Pastor in der Bende, der Champion. Er schaffte die Messe in 20 Minuten.

Die Achtmessen waren Schulmessen, da waren Messdiener von selbst da. Für die Neunmessen durften Jungen die Schule schwänzen bzw. sie bekamen dafür frei. Für die Messen an den Seitenaltären waren nicht immer Messdiener eingeteilt. So habe ich oft, wenn ich in der Frühmesse dienen musste, einfach noch eine oder zwei Messen drangehängt.

Sonntags ging es schon um 6 Uhr mit der „Frühaufstehermesse“ los. Weiter ging es: 7 Uhr, 8 Uhr Jugendmesse, 9 Uhr Kindermesse, 10 Uhr Hochamt, 11 Uhr „Langschläfermesse“.

Bei Beerdigungen waren neben dem Priester und Küster, der das Kreuz trug, zwei Messdiener dabei fürs Weihwasser und den Weihrauch. Die Volksschüler bekamen dafür frei; ich konnte nur dabeisein, wenn ich wegen des Schichtunterrichts morgens schulfrei hatte. Es waren wertvolle Erfahrungen mit dem Tod. Auf der einen Seite waren wir unbeteiligte Zuschauer, auf der anderen kullerten uns kleinen Ströppen aus Empathie mit den Trauernden die Tränen aus den Augen.

Und da gab es noch die Andachten. Jeden Sonntagnachmittag um halb drei die Kinderandacht oder Christenlehre, um 5 oder 6 Uhr die normale Sonntagsandacht. An Feiertagen wurden die hochfeierlich gehalten. Dazu kamen die Maiandachten, die Rosenkranzandachten im Oktober, die Andacht am Herz-Jesu-Freitag (der erste Freitag im Monat) und wer weiß, was sonst noch. Zu jeder Andacht wurden mindesten vier Messdiener einge-

teilt, zwei für die Schellen, zwei für den Weihrauch, bei den feierlichen Andachten jede Menge, so wie bei einem feierlichen Hochamt. Besonders unangenehm waren die Betstunden beim Ewigen Gebet. Stundenlanges Knien!

Aber auch der Spaß kam nicht zu kurz: Die Glocken wurden von Hand geläutet. Morgens um 6 Uhr zum Angelus, dann eine Viertelstunde vor den Messen: 6.15, 7.00, 7.45 Uhr. Beim Angelus mittags und abends war der Küster wieder zuständig. Die Glocken haben zwar Namen, aber wir redeten immer nur in Zahlen: Die Eins, die Zwei, die Drei, die Vier. Wochentags wurde nur die kleinste, die Eins geläutet, zu Exequien die Drei. Sonntags die Eins und Zwei, bei ganz feierlichen Anlässen alle vier. Normal wurden die Glocken von der Plattform hinter der Orgel geläutet, an Feiertagen aber ging es eine Etage höher, direkt unter die Glocken, dorthin, wo das Uhrwerk steht.

Wenn die Glocken richtig in Schwung waren, ging der Spaß los: War das Seil am tiefsten Punkt angelangt, ließ man es los, sprang hoch, um es möglichst hoch oben neu zu fassen. Dann ging es in einer Sekunde mehrere Meter rasant nach oben und wieder runter mit einem wohligen Kribbeln im Bauch. Ein oder zweimal konnte man das machen, dann musste wieder fleißig weitergeläutet werden, um die Glocke in Schwung zu halten, und es konnte wieder von vorn losgehen. Es funktionierte aber nur mit der schweren Vier (2 ½ Tonnen!), auch noch mit der Drei

(1 ½ Tonnen); die Zwei und Eins waren zu leicht dafür. Es war eine schöne Atmosphäre: Wir hatten unseren Spaß, der Küster saß dabei und schmauchte sein Zigarillo.

Das Angelusläuten war eine besondere Herausforderung: Drei mal drei einzelne Schläge mit der Drei, danach das normale Läuten mit der Eins. Die einzelnen Schläge hinzubekommen, war eine Kunst. Entweder man zog zu zaghaft, dann wurden es nur zwei, oder man zog zu fest, dann wurden es vier oder fünf Schläge. Der Küster konnte das im Schlaf; ich bin mir heute nicht sicher, ob ich es jemals richtig hingekriegt habe.

Die Organisation war natürlich anders als heute. Der Kaplan hatte das Sagen, kümmerte sich um alles und bestimmte, was zu tun war. Ob wir so etwas wie Gruppenstunden hatten, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall fuhren wir im Sommer mit der Straßenbahn nach Gerresheim zur „Blutsprozession“. Danach ging es auf die Kirmes oder zu einem Geländespiel in den Wald. Im Dezember kam der Nikolaus und belohnte alle, die regelmäßig ihre „Pflicht“ erfüllt hatten und ermahnte die, die es nicht so genau genommen hatten. Wenn man zu oft fehlte, konnte man übrigens ausgeschlossen werden.

Ja, Messdiener zu sein, hatte schon etwas für sich. Wenn mir alle Messen und Andachten, die ich gedient habe, im Himmel angerechnet würden, müsste ich einen Logenplatz bekommen.

Klaus Napp



Rheinbogen zum Hören und Sehen

Die Seelsorgeeinheit ist online auf vielen Kanälen zu finden!

Fotos: Instagram

Podcast: Soundcloud und Spotify

Videos: YouTube

Schauen und hören Sie doch mal vorbei.
Wir freuen uns, wenn wir auch auf diese Weise in Kontakt bleiben.
Und mit einem Abo bleiben Sie immer auf dem Laufenden ...



Pastoralbüro

St. Maria Rosenkranz | Wersten

Burscheider Str. 22, 40591 Düsseldorf,
Tel: 76 31 05, Fax: 76 31 41
E-Mail: buero@meinegemein.de
montags, dienstags, mittwochs, freitags: 10–12 Uhr
dienstags, mittwochs, donnerstags: 16–18 Uhr
Sekretärinnen: N. Hinken, U. Pyschik, J. Pompetzki,
E. Posadzka, M. Schmauder, B. Winkel



St. Hubertus | Itter

Am Broichgraben 73, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 77 63, Fax: 75 11 67,
E-Mail: hubertus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 9–11 Uhr (14-tägig)
Sekretärin: Juliane Pompetzki



St. Joseph | Holthausen

Am Langen Weiher 21, 40589 Düsseldorf,
Tel: 79 17 89, Fax: 79 23 16,
E-Mail: joseph@meinegemein.de
Wir sind für Sie da:
dienstags: 15–18 Uhr
Sekretärin: Miriam Schmauder



St. Nikolaus | Himmelgeist

Nikolausstraße 22, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 44 85, Fax: 8 89 31 17,
E-Mail: nikolaus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 16–18 Uhr (14-tägig)
Sekretärin: Bettina Winkel



St. Maria in den Benden | Wersten

Dechenweg 40, 40591 Düsseldorf



Franz von Sales | Wersten

Siegburger Str. 165, 40591 Düsseldorf

Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Wir sind für Sie da!

Ansprechpartner:

Pfarrer Florian Ganslmeier

Burscheider Str. 22, Tel. 76 31 05,
E-Mail: florian.ganslmeier@meinegemein.de

Subsidiar Pfarrer Thomas Ant

Flemingweg 3, Tel. 700 41 048
E-Mail: thomas.ant@meinegemein.de

Pfarrer Dr. Johannes Zhao

Am Langen Weiher 21, Tel. 79 17 89
E-Mail: johannes.zhao@meinegemein.de

Kaplan Juan Riquelme Cano

Am Langen Weiher 21, Tel. 16 75 392
E-Mail: juan.riquelme-cano@meinegemein.de

Diakon Frank Zielinski

Am Broichgraben 73, Tel. 8 89 35 08,
E-Mail: frank.zielinski@meinegemein.de

Pastoralreferent Martin Kürble

Nikolausstr. 22, Tel. 8 89 31 16,
E-Mail: martin.kuerble@meinegemein.de

Kirchenmusiker:

Kantorin Pamela König

Tel: 7 94 82 67,
E-Mail: pamela.koenig@meinegemein.de

Kantor Sven Dierke

Tel: 0177 58 94 611,
E-Mail: sven.dierke@meinegemein.de



Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Begegnung – mit Gott und der Welt